

Des Landmanns Wochenblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft und Gartenbau.

Nr. 52.

Gratisbeilage zum Winger Kreisblatt.

1915.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) —

Vogelschutz und Obstbau.

von H. Reiners. (Mit 7 Abbildungen.)

Das Tier hat seine natürliche Daseinsberechtigung. Es findet in der Natur Nahrung und seine Lebensbedingungen



Figure 1. Raupennester, während des Winters von Meisen zerstört.

Andererseits hat jedes Tier seine natürlichen Feinde, die ihm nachstellen und eine zu Verbreitung hindern. Nimmt irgend eine Gattung, sei es ein Insekt oder dergleichen, zu, so stellen sich — wie wir dies z. B. bei forschschädlichen Monne kennen — batten forschschädlichen ein, die dem Schädling ein Ende bereiten. Die Schlupfwespe, die dem Verheerer unserer Nadelholzungen gefährlich sind, mehren sich ungemein bei der Vernichtung des Schädlings.



Figure 2. Raupennester, den Meisen nicht zugänglich.

sichern helfen, gehört ein großer Teil der Vogelwelt. Unsere besten Sänger und freundlichsten Vertreter der gesiederten Waldbewohner, wie Kotschwanz, Meise und dergleichen mehr, sind dazu berufen, unter der Insektenwelt, die den Obstbau bedrohen, aufzuräumen und uns vor Schaden bewahren zu helfen. Sie leiden alle mehr oder weniger Not, da sie es bei dem geregelten Abtrieb der Forsten immer schwerer haben, eine geschützte Stelle im hohlen Baum oder dichten Gebüsch zu finden, wo sie ihr Wochen-

bett herzurichten vermögen. Ihr Anteil am Leben der Natur ist geschädigt, sofern ihnen der Mensch nicht auf andere Weise die Niststellen ersetzt, die er ihnen im Namen der Ordnung und Kultur entzieht.

Es ist keine Kleinigkeit, was solch kleines Vogelwesen an Insektennahrung zu sich zu nehmen vermag. Hierüber heißt es in der Flugschrift „Vogelschutz“ der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft (Berlin SW, Dessauer Straße 14), deren genaues Studium wir allen Lesern empfehlen, wie folgt:

„Um einige Beispiele hierfür anzuführen, sei erwähnt, daß die kleinsten Vögel, welche bei uns leben, nämlich Goldhähnchen, Laubsänger, Zaunlönge und Schwanzmeisen, deren Gewicht zwischen 5 und 9 g schwankt, im Sommer etwa 30 Prozent, im Winter nur 24 Prozent ihres Lebendgewichts an Trockensubstanz in ihrer täglichen Nahrung brauchen. Größere Vögel, wie die übrigen Meisen, Grasmücken und andere, mit einem Gewicht von 10 bis 14 g, begnügen sich mit 26 bzw. 22 Prozent, bei solchen, die 15 bis 20 g wiegen (Kotkeltchen, Braunellen und andere), ergibt sich ein täglicher Bedarf von 20 und 14 Prozent. Stare von 75 g Gewicht verzehren eine Nahrungsmenge, deren Trockensubstanzgehalt im Sommer 12,



Figure 3. Durchschnitt einer natürlichen Spechthöhle.

im Winter 8 Prozent ihres Lebendgewichts ausmacht. In ähnlicher Weise geht die Verringerung des Bedarfs bei zunehmender Körpergröße des Vogels bis zu einer gewissen, etwa bei 400 bis 500 g liegenden Grenze weiter, wo der Trockensubstanzgehalt in der täglich erforderlichen Nahrung etwa bei 4 Prozent des Lebendgewichts angelangt ist. Abirigens zeigt sich bei diesen größeren Vögeln ein geringerer Unterschied in der sommerlichen und winterlichen benötigten Nahrungsmenge; da sie bei einem schwächeren Stoffwechsel an und für sich ein geringeres Nahrungsbedürfnis haben, so können sie auch in den kurzen Wintertagen so viel zu sich nehmen wie im Sommer, ohne dadurch etwa ihren Magen mehr belasten zu müssen, als ihm zuträglich ist.“

Dem Einwande, daß die

Vögel auch die nützlichen Insekten nicht verschmähen, z. B. solche, die zur Befruchtung der Obstbäume beitragen, kann damit begegnet werden, daß dies nur wenige Gruppen sind, und daß diese wenigen Gruppen durch besonderen Artenreichtum und allerlei Schutzmittel hinreichend vor der Verfolgung gesichert sind, um nicht in nennenswertem Maße darunter zu leiden. Die Hummeln und Bienen, die hierher gehören, sind schon durch ihren Giftstachel vor der Verzehrerung durch die Vogelwelt geschützt, die Bienen aber auch durch ihre große Verbreitung vor Schaden sicher. Die Schmarotzerinsekten, die im Falle verheerenden Auftretens von Schädlingen das Gleichgewicht im Naturhaushalte herzustellen geeignet sind, sind ähnlich gestellt. Manche



Figure 4. Künstliche Nisthöhle (Hingenanfänger).

Gattungen sind sehr artenreich und die Individuen von größter Fruchtbarkeit; andere besitzen einen reizend schnellen Flug oder sind durch dicke und starre Behaarung geschützt, viele führen ein sehr verstecktes Dasein, alle aber sind als Ei und Larve, die meisten sogar als Puppe, unter allen Umständen nicht mehr bedroht als ihre Wirte, in deren Leibern sie schmachten. Es liegt also auch bei ihnen nicht der geringste Grund dafür vor, anzunehmen, daß ihnen gerade aus der Anwesenheit von Vögeln besondere Gefahren erwachsen.

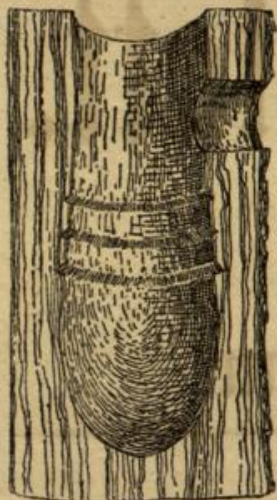


Figure 6. Durchschnitt einer künstlichen Nisthöhle.

Da finden wir die Raupennester, die sich die jungen Goldasterraupe zur Winterruhe gesponnen haben. Wie die erste Abbildung zeigt, war es mit der Ruhe bald aus, und die kleinen Kletterkünstler, die Meisen, haben arg in ihren Betten aufgeräumt. Die zweite Abbildung zeigt Nester, die den Meisen nicht zugänglich waren und die hier beigelegt sind, um darzutun, daß der Mensch sich deshalb nicht auch zur Winterruhe zurückziehen soll, sondern die von uns oft empfohlene Winterpflege der Obstbäume und damit das Entraupen nicht unterlassen darf. Sonst dürfte er es auch mit der wirklichen Ortspolizei zu tun kriegen, die auf das Befolgen dahingehender Verordnungen zu achten hat.

Wie erleichtern wir nun unsern Freunden die Ansiedelung? Eine beliebte Wohnung war von jeher die vom Meister Specht gemeißelte Höhle, wie sie Abbildung 3 im Durchschnitt vorführt. Diese hat allen brauchbaren künstlichen Nisthöhlen als Muster gedient, besonders denen nach v. Berlepsch, der als Bahnbrecher des Vogelschutzes zu gelten hat. Eine solche v. Berlepschsche Nisthöhle ist in Abbildung 4 in der äußeren Ansicht, in Abbildung 5 im Durchschnitt dargestellt und in Abbildung 6 noch einmal schematisch vorgeführt. Bezugsquelle der v. Berlepschschen Nistkästen ist die Firma H. Scheid in Bären i. W.



Figure 6. Schema einer künstlichen Nisthöhle.

Von den kleinen Meisenarten, nicht von der Kohlmeise benutzt worden. Um auch dieser häufigen Meisenart den Zutritt zu gewährleisten, nimmt man besser Größe A, hängt diese Höhle dann aber am besten nicht über Meterhöhe, um sie den Spagen zu verleiden. Höhle B ist hauptsächlich für Stare, Höhle D für die

größeren Höhlenbrüter bestimmt. Im Falle größeren Bedarfs, z. B. in Waldungen, kann man sich auch der Schlüterschen Nisturnen bedienen, die aus gebranntem Ton bestehen. Die Höhlen sind sämtlich im unteren Teile mit einer Handvoll Torfmoos, mit Walderde gemischt, anzufüllen und senkrecht oder nach dem Flugloche zu geneigt (um kein Regenwasser einzulassen) aufzuhängen.

Im Winter sind Futterstellen nötig, die dazu dienen, die Vögel zu gewissen Zeiten (z. B. bei Vereisung der Bäume oder bei stärkerem Schneefall, zumal bei Schneeverwehungen) vor dem Hungertode zu retten, die aber bei normalem Winterwetter nur vorübergehend besucht werden, die Schädlingsverteilung also nicht behindern. Ein praktisches Futtergefäß ist die in Abbildung 7 im Durchschnitt vorgeführte Hefische Futterglocke, zu beziehen von Scheid in Bären i. W., die mit Hansfamen zu füllen ist. Auch eine Mischung aus Talg und Samenreien, in Kuchenform gegossen und schneefester aufgestellt, ist zu empfehlen.

Möge der Landmann in dieser rauhen Winterszeit Erbarmen mit den lieblichen Sängern haben, die ihm zudem so gute Gefallen im Pflanzenschutz sind. Deckt den Vögeln den Tisch, sie danken es euch durch Lied und Arbeit. Schützt sie aber auch vor Raben und bösen Fuben, daß sie des Winters Leid frohgemut überstehen und freudig den nahenden Frühling begrüßen.

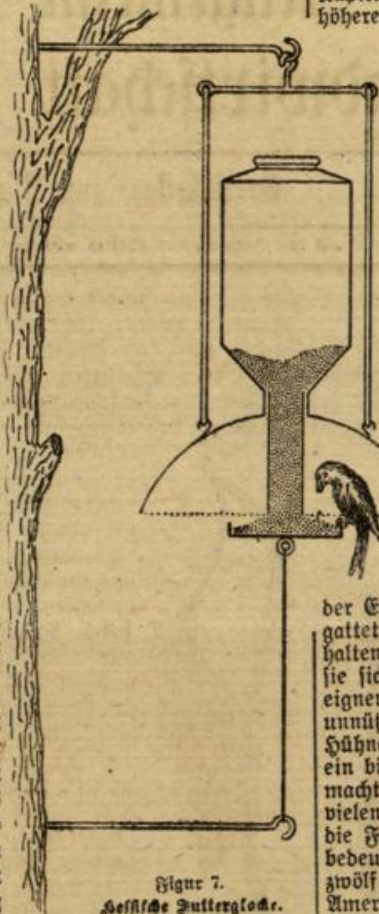


Figure 7. Hefische Futterglocke.

Kleinere Mitteilungen.

Flach- oder Plattenfuß der Pferde. Pferde, welche dauernd auf harten und trockenen Straßen gehen müssen, bekommen oft nach einer gewissen Zeit einen Flach- oder Plattenfuß. Die Fußwand muß infolge des harten Gegendruckes und durch das Austrocknen im Wachstum zurückbleiben. Die Abreibung der Trachienwände ist größer. Zeitweilige andere Beschäftigung hält die Bildung des Plattenfußes auf. Plattenfüße erfordern einen eigenen Beschlag.

Zuckersäuerung eignet sich nicht für Zuchtschweine. Während des Krieges muß die Zuckersäuerung in weit größerem Umfange als früher angewendet werden. Jedoch hat die Erfahrung gelehrt, daß dadurch die Geschlechtsfähigkeit der Tiere ungünstig beeinflusst wird. Schweine, welche viel Zucker erhalten, setzen bald Fett an, und daraus dürfte es sich auch erklären, daß bei Tieren, welche abgefertigt haben und Zucker erhalten, die Geschlechtsorgane sich bald verjetten und sich dann die Brünstigkeit nicht mehr einstellt. Einzelne Schweinezüchter wollen sogar beobachtet haben, daß trächtige Sauen nach der Zuckersäuerung verworfen haben. So vorteilhaft auch die Zuckersäuerung für Mastschweine ist, so kann sie doch nicht für Zuchttiere empfohlen werden. Wo man sie doch anwenden muß, darf man nur Gaben von höchstens 200 bis 250 Gramm für den Kopf täglich verabfolgen.

Mehr Schafzucht. Der sächsische Landesherr empfiehlt in der „Deutschen Zeitung“ den Gemeinden, sich der Schafzucht wieder mehr anzunehmen, die für diese Fälle der vorhandenen Nebennutzung rentabler sei als für den Einzelschäfer. Auch sich bei kleineren Herden besser als bei Züchtern Kriegsverlepte als Schäfer lassen. Telschow erörtert ausführlich die Rentabilität der Schafzucht gegenüber der Viehzucht unter den Kriegsverhältnissen: Rindvieh haben wir eine Doppelnutzung, Fleisch und Milch, und beim Schafe ist die ebenfalls zweifach, nämlich Fleisch und Wolle. Die gegenwärtige Kriegslage hat es nun aber, daß der eine Nutzungsfaktor, nämlich die Wolle, gegenüber der Milch eine ganz außerordentliche Steigerung erfahren hat. Mithin läßt sich der Kapitalumschlag in den beiden Tiergattungen im höheren Ertrag herauswirtschaften, wie bei Rindviehzucht, ganz abgesehen davon, daß bei dem fehlenden Stroh für Schafställe höher bewertet wird als jener des Rindes. Man ist also zu einer Vieheinschränkung gezwungen, so ist es rechnerisch richtiger, eine solche des Rindviehs zuzunehmen und nicht der Schafzucht, spätere Zulassung der Mutterherden sich gleichfalls nicht empfehlen. Ist es ja eine recht verlockende Idee zur Heuerparnis vielleicht bei Oktoberpaarung die Lämmer im Februar—März kommen zu lassen, wie hier bereits häufig dargelegt ist eine derartig späte Zulassung mit großen Bedenken verbunden.

Halbung von Legehühnern. Wenn man Hühner dem Zwecke hält, um Eier zu eigenen Gebrauch oder zum Verkauf zu erzielen, ohne daß man sie erbrüten und aufzuziehen beabsichtigt, so ist es nicht notwendig, die Hühner zu halben; denn

der Eier wird nicht vermehrt, ob die Hühner gattet werden oder nicht. Die unbefruchteten Eiern halten sich sogar länger als die befruchteten, sie sich zur Aufbewahrung für den Winter eignen. Der Hahn ist also unter Umständen unnötiger Fresser, und wenn dies auch bei Hühnerbeständen auf dem Bauernhofe, ein bis zwei Hähne gehalten werden, was macht, so fällt doch bei einer großen Anzahl von Hühnern oder Tausenden von ihnen die Futterersparnis, die man ohne Hähne bedeutend ins Gewicht, da man sonst auf zwölf Hühner einen Hahn zu halten pfeht. Amerika soll es Hühnerfarmen geben, die 100 000 Hennen ohne Hahn halten, und den sie dadurch jährlich ersparen, zu 3 Mk. Kopf gerechnet, auf 30 000 Mk. veranschlagt. Dennoch können wir zur Hühnerhaltung Hahn allgemein keineswegs raten; selbstverständlich sind Hähne, durchschnittlich auf zehn Hennen einer, d. h. bei schweren Rassen auf eine, bei leichten Rassen auf eine höhere Zahl notwendig, wenn man von seinen Hühnern züchten beabsichtigt; jedoch halten Bauernhöfe bei freiem Laufe die Hähne von Hennen besser beisammen, als wenn sie ohne Hahn laufen, und verhindern, daß sie sich gegenseitig aufsuchen, um von des Nachbarn sich begatten zu lassen und vielleicht Eier dort abzulegen; endlich sind die Hähne merklicher auf etwaige Gefahren als die Hennen und warnen diese durch ihren Ruf. Nur ein Hahn völlig entbehrlieh, wenn das Gehege abgeschlossen ist oder die Hühner eingesperrt sind; aber auch dann würden wir zur Zucht einiger Hennen (höchstens sechs bis acht) Hahn nur dann raten, wenn der zur Zucht erforderliche Hahnern verfügbare Raum sehr beschränkt ist, daß man fürchten muß, denselben durch die Hennen noch mehr zu beengen. Man muß dann ihn selbst heranzuziehen, was vorteilhafter ist, mehr Freude gewährt. Auf dem Gutsbesitzer etwas, wenn kein Hahn vorhanden ist, nicht ratsam. Die Krute muß man nicht zu lange hängen, sie täglich häuten sie ab und beseitigt die Teile der unteren Seite. Nach

den Braten auch einen Tag in abgerahmte
wodurch dieser weicher und zarter wird.
Sitzt man die Reule fein mit in Salz
gewandtem Speck, legt sie in siedende Butter
brät sie bei starker Hitze und recht fleißig
unter Zugießen von etwas kochendem
oder schwacher Fleischbrühe zu schöner
Farbe. Durch mehrmaliges Bestreichen
saurem Rahm erhält der Braten eine schön
braune Kruste. Man achte darauf, daß der
Braten nicht anbrennt, was beim Schnellbraten
geschehen kann. Den Fond kocht man mit
dem Wasser, Fleischbrühe oder saurem Rahm
und gießt die Soße durch ein Sieb und reicht
mit Butter ab.
A. M. W.

Wasserküchle mit Kirschen. Eine runde Glas-
schale legt man mit handtellergroßen gekauten
selbst gebadenen Pistulits aus, legt so viel
Wasser eingemachte Kirschen darauf, daß die
Kirschen schwach bedeckt sind. Dann läßt man
die Wasserküchle so lange stehen, bis die Pistulits
den Saft aufgezogen haben, und gießt nun
eine Creme darüber: Einen halben Liter
setzt man mit einer halben Stange Vanille zu
kochen, läßt das Gewürz gut auskochen, gibt
dann nach Geschmack hinzu und rührt einen Teel-
öffel voll Weizen- und einen Teelöffel voll Kartoffel-
mehl mit kalter Milch glatt gerührt, hinzu,
so kochen, nimmt die Creme vom Feuer und
gießt sie mit zwei bis drei Eidottern ab, um sie
bis zum Abkühlen zu schlagen. M. W.

Pfannkuchen, die nicht in Fett gebacken
werden. 375 g Weizenmehl mischt man mit
25 g Roggen- und zwei Eßlöffel voll Kartoffel-
mehl, gießt es in eine Backschüssel, macht eine
Lutur in das Mehl und gießt zwei ganze
Eier, 75 g Zucker, 40 g aufgelöste Butter, 1/4 l
saure Milch und 35 g in einem Teil der
aufgelösten Hefe sowie etwas Kardamom,
Zinn und eine Prise Salz. Zu einem guten
Teig verarbeitet, läßt man diesen aufgehen, rührt
nicht ganz 1 cm dick aus, setzt kleine Häuf-
chen aus Blaumenmus mit Schokolade gemischt
auf, schlägt die eine Hälfte des Teigs darüber
auf, läßt mit einem Wasserglas Pfannkuchen
backen, die man nochmals aufgeben läßt, auf ein-
gebackene und mehlsiebende Weiche setzt und gar-
stet, worauf man sie mit Zuckerlatur überzieht.
Diese Weise wird in unserer fettknappen Zeit
bald der Pfannkuchen in Schmalz oder
vermieden.
M. W.

Frage und Antwort.

Ein Ratgeber für jedermann.

Der Zweck der hohen Auflage unseres Blattes sehr lange
wird, so hat die Fragebeantwortung für den Leser nur
dann einen Zweck, wenn sie zweckmäßig erfolgt. Es werden daher nur
Fragebeantwortungen, denen 20 Pf. in Briefmarken be-
zahlt wird, veröffentlicht. Für die Beantwortung der Fragen werden
keine Gebühren erhoben. Die allgemeinen interessierenden Fragestellungen werden
hier abgedruckt. Anonyme Aufschriften werden grund-
sätzlich nicht beachtet.

Frage Nr. 317. Ich habe meine Wiesen im
Jahre 1917 mit Kainit und Thomasmehl (etwa
100 kg auf den Acker) und im Frühjahr mit einer
Schwefelsäure-Ammonial (1 Ztr. auf den
Acker) gedüngt und damit sehr gute Erfolge
erzielt; da aber infolge des Krieges Schwefelsäure
nicht zu haben ist, würde es sich da
nicht empfehlen, im Frühjahr an dessen Stelle mit
Guano (Füllhorn-Mark) oder Ammonial-
phosphat zu düngen? Wenn rätlich, in
welcher Gabe?
Th. J. in S.

Antwort: Die Wiesen düngung wäre auch in
den Herbst oder Winter mit Kainit und Thomas-
mehl, wenn auch nicht ganz so stark, zu wieder-
holen und außerdem im Frühjahr eine Düngung
mit 1/2 bis 1 Ztr. Peru-Guano oder Ammonial-
phosphat pro ein Morgen (1/4 ha) statt
Schwefelsäure-Ammonial sehr zu empfehlen.
A. F.

Frage Nr. 318. Kann ich die Asche von ver-
branntem Karbit als Düng für meinen Garten
verwenden, und wie?
S. L. in W.

Antwort: Karbitrückstände, sogenannter
Kalkstein, haben keinen anderen Düngewert
als ihrem Kalkgehalt, sind also geeignet, dem
Boden des Bodens abzuheben. Um in den
Gärten etwa vorhandene pflanzenschädliche
Substanzen zu machen, muß die Masse den
Gärten über offen gelagert und öfter umgekauft
werden. Eine zu große Gabe dieser Kalkrückstände
kann nicht angebracht sein. Auch sollte die Masse
im Frühjahr eingebracht und gut mit dem
Boden vermengt werden. Bei kleineren Mengen

empfiehlt es sich auch, sie dem Kompost einzu-
verleiben.

Frage Nr. 319. Welches ist die beste Ver-
wertung erkrankter Kartoffeln? C. M. in W.

Antwort: Angekrankte Kartoffeln sind noch
in der Stärkefabrik oder durch Einsäuern in Gruben
als Viehfuttermittel zu verwerten. A. F.

Frage Nr. 320. Mein ca. 5 Monate altes
Schwein läuft, wenn es aus dem Stalle kommt,
sofort zu den Ziegen und frisst mit einer wahren
Gier Ziegenmilch. Ich füttere gekochte Kartoffeln,
Stoppelrüben und Runkeln durcheinander, welche
mit Wasser, wenig Kleie und Ziegenmilch als
ein dünner Brei gegeben werden. Das Schwein
frisst mitunter schlecht, krank ist es aber nicht.
Frau P. in S.

Antwort: Das Schwein wird wahrscheinlich
das zu wenig nährstoffhaltige Futter nicht
vertragen, weil bei zu wässrigem Futter die
normalen Verdauungsfähigkeiten oft nicht in genügender
Weise abgesondert werden. Geben Sie das Futter
nicht zu dünn, mehr Kartoffeln als Rüben, mög-
lichst wenig Stoppelrüben und mehr Kleie als
bisher, dazu täglich auf jede Mahlzeit einen Kaffeel-
öffel voll Kochsalz und einen voll Schlemm-
treibe oder Futterkaffee. In die Ställe bringen
Sie einen kleinen Haufen ganz klein geschlagener
Steinkohlen, vielleicht nimmt das Tier mit der
Zeit hiervon etwas auf. Arzneimittel helfen
meist nicht.
B.

Frage Nr. 321. Bei einem Kaninchen be-
merkte ich vor einigen Tagen am Halse einen
Beutel von der Größe eines Eies; ist es notwendig,
das Tier zu schlachten, oder können Sie mir ein
Mittel dagegen angeben? Es ist munter und
frisst gut. Ist das Fleisch genießbar, wenn das
Kaninchen geschlachtet wird? F. Sch. in R.

Antwort: Ohne nähere Angaben oder Unter-
suchung ist es nicht möglich, festzustellen, welcher
Art der Beutel ist, ob hart oder weich oder ob
mit einer wässrigen Flüssigkeit gefüllt; daß er
mit Eiter gefüllt ist, nehmen wir nicht an, denn
sonst würden Sie wohl von Geschwulst und nicht
von einem Beutel sprechen. Da die Ursache der
Erscheinung für uns nicht zu ergründen ist, so
vermögen wir auch kein Mittel dagegen anzu-
geben. Vielleicht vergeht der Beutel von selbst
wieder oder ist durch Pinseln mit Jodtinktur zu
beseitigen; andernfalls dürfte es, wenn das Tier
nicht sehr wertvoll ist, geraten sein, es zu
schlachten, das Fleisch aber nur dann zu genießen,
wenn es tadellos aussieht und der Inhalt des
Beutels weder einen unangenehmen Geruch hat,
noch im Aussehen verdächtig ist. Wenn das Tier
zur Jacht höheren Wert hat, so befragen Sie
einen Tierarzt.
Dr. H.

Frage Nr. 322. Mir ist durch Einbringen
eines Raubtieres (wahrscheinlich Marder) mein
ganzer Taubenbestand vernichtet worden; denn
was nicht gefressen ist, hat sich in andere Schläge
gestürzt. Schlag- und Kastenfälle sind jetzt auf
dem Taubenschlag, werden aber von dem Räuber
nicht berührt. Gibt es vielleicht Drogen oder
Fette, um ihn fernzuhalten?
A. R. in R.

Antwort: Ein Mittel, um Raubtiere vom
Betreten des Taubenschlages zurückzuweisen
oder fernzuhalten, dürfte es unseres Wissens
nicht geben; der Taubenschlag ist eben so ein-
zurichten, daß es jedem vierbeinigen Räuber
unmöglich ist, hineinzugelangen, also jede Öffnung
ist vom Innern des Hauses her zu verschließen,
wobei namentlich auch darauf zu achten ist, daß
nicht etwa unter der Dachbedeckung irgend eine
noch so kleine Öffnung sich findet, durch welche
ein Raubtier durchschlüpfen kann. Denn die
meisten von ihnen sind so geschmeidig, daß sie
sich durch unglaublich enge Löcher hindurchzwängen.
Ist der Räuber von außen durch die Ausflugs-
öffnung in den Schlag gelangt, so muß ihm dies un-
möglich gemacht werden; namentlich ist alles
Holzwerk, an das er zum Emporklettern sich an-
lagern könnte, mit Wachs zu benageln. Be-
stimmte Vorschläge können wir Ihnen nicht machen,
da wir die Einrichtung Ihres Schlages und nament-
lich die Flugöffnung nicht kennen.
Dr. H.

Frage Nr. 323. Meine junge Kuh hat zum
ersten Male gekalbt. Ich füttere Wiesenheu, die
Kuh ist gut genährt und gibt reichlich Milch, sie
läßt sich sehr schwer melken, so daß die Milch
schmerzhaft herausgerissen werden muß, trotzdem das
Tier beim Melken ruhig steht. Gibt es ein Mittel,
diesem Uebelstande abzuheben? Th. J. in S.

Antwort: Gegen das Schwermelken der
Kuh läßt sich in der Regel nichts tun, weil dies

auf Veränderungen in den Euterkanälen oder im
Drüsengewebe des Euters selbst zurückzuführen ist.
Versuchen Sie ein besseres Hergeben der Milch
bei der Kuh dadurch herbeizuführen, daß Sie beim
Melken die Hände abwechselnd unter einem Druck
gegen das Euter stemmen und es so gewissermaßen
wässern. Während die Hand nach oben zum Euter
geht, wird sie so weit geöffnet, daß sie den Strich
nur lose umfaßt; erst dann, wenn sie eine Hand-
voll Milch gegriffen hat, wird diese so weit hinab-
gedrückt, daß sich der Strich bis auf seine natür-
liche Länge ausdehnt. Das hilft mitunter. B.

Frage Nr. 324. Ich las, man soll die Dauer-
würste, falls man eine Dachkammer als Auf-
bewahrungsort hat, in eine Kiste lagertweise mit
kurzem Häcksel einpacken. Darin würden die Würste
weder trocken und hart, noch schimmelig. Ich
mache dies, und die Würste hielt sich trotz der im
Sommer heißen Bodenlammer tadellos — bis
ich auf die unterste Lage Würste stieß. Dies waren
dick zerwühlte Würste in Fettdarm; sie waren
rundum von kleinen, braunen, borstigen, maden-
artigen Tierchen, die in der Würstlase, zernagt.
Die Würstlase war aber noch gesund. Die Auf-
bewahrungsart möchte ich in diesem Jahre wieder-
holen. Wie schäße ich aber die Würstlase vor Insekten?
Wie heißen dieselben? Frau P. in S.

Antwort: Das madenartige Tier, das sich
in der Würstlase eingenistet hatte, ist die sogenannte
Speckmaden, die sich auch oft in Schinken und
Schulterstücken aufhält. Vielleicht haben sich an
dem Fettdarm vor dem Einpacken schon die Maden-
träger befunden und haben sich nun verpuppt. —
In Zukunft bestreuen Sie die Würstlase mit
seinem Pfeffer, bevor Sie sie in Häcksel verpacken.
Stellen Sie die Kiste nicht direkt auf den Boden,
sondern legen Sie einige Holzstäbe oder Steine
darunter. Man kann die Würstlase auch in einem
Kachelofen aufbewahren, indem man den Ofen
zuvor von Asche reinigt und zuerst einige Holz-
stäbe quer legt, um darauf die Würstlase zu legen, dann
wieder einige Holzstäbe und wieder die Würstlase,
bis der Ofen voll ist. Durch dies Verfahren liegt die
Würstlase luftig und schimmelt nicht. Die Tür soll
nicht luftdicht verschlossen werden, damit der
Luftzug hindurch kann.
M. D.

Frage Nr. 325. Im Sommer kaufte ich eine
Ziege, die ganz mager war. Der Verkäufer sagte
mir, daß er sie wegen Futtermangels verkaufen
müsse, letzteres sei auch die Ursache der Magerkeit.
Es hat sich nun aber herausgestellt, daß die Ziege
ein schlechter Fresser ist, sie frisst gerade so viel,
daß sie nicht verhungert. Was könnte der Grund
sein? Auch hat die Ziege Läuse. Fr. P. in S.

Antwort: Ohne Untersuchung des Tieres
ist der Grund des schlechten Fressens schwer fest-
zustellen. Sehen Sie der Ziege zunächst einmal
in das Maul, sehr oft ist die Ursache der geringen
Futteraufnahme an abnormer Stellung der Zähne,
Veränderungen an der Zunge oder am harten
Gaumen zu suchen. Wenn hier alles in Ordnung
ist und auch kein innerer organischer Fehler vor-
liegt, wird die Ziege wohl von Natur aus als
schlechter Fresser und Futterverwerter veranlagt
und vom Vorbesitzer lediglich deshalb verkauft
worden sein. Vielleicht gelingt es Ihnen, den
Appetit des Tieres durch Kochsalzgaben und etwas
Kalmuswurzel, Enzian und Wacholderbeeren, die
zu Pulver gestoßen und auf das Futter gestreut
werden, zu heben. Gegen Ziegenläuse ist eine
Salbe, bestehend aus 80 g Schmierseife, 10 g
Kreolin und 10 g Weingeist, zu empfehlen. Man
muß das Einreiben in Zwischenräumen von
4 bis 5 Tagen wiederholen, damit auch die Brut
der Läuse abgetötet wird.
B.

Frage Nr. 326. Im Juni kaufte ich zwei
Ferkel im Alter von 8 bis 10 Wochen, welche die
Boden belamen. Das eine hat sich erholt, das
andere hat aber noch Wunden auf dem Körper
und hustet. Auch frisst es sehr wenig und hat
Wärmer. Was ist hiergegen zu tun? Fr. G. in W.

Antwort: Wenn Boden bei Ferkeln in Ver-
bindung mit Husten auftreten, leiden die Tiere
meist an einer milderen Form der Schweine-
seuche. Sie müssen versuchen, das Schwein durch
gutes Futter, das jetzt ja leider nur schwer oder
gar nicht zu beschaffen ist (Gerstschrot), so zu
kräftigen, daß es die Krankheit übersteht. Da-
neben müssen Sie für Unterbringung in einem
trocknen und warmen Stalle sorgen. Kartoffeln,
Kleie und Milch können Sie weiter füttern. Um die
Wärmer wegzubringen, geben Sie dem Tier 8 g
enthäuteten Rizinusamen unter das Futter. B.

Neues für Feld und Garten, Haus, Hof und Küche.

Die geringe Wirkung des Ammoniak, welche zuweilen zu beobachten ist, führt Professor Pfeiffer in Breslau auf folgende Ursachen zurück: 1. Die im Boden vorhandenen Organismen, Bakterien und Pilze brauchen zu ihrer Ernährung Stickstoffverbindungen und scheinen unter gewissen Bedingungen besonders den Ammoniak zum Aufbau ihrer Lebenssubstanz zu verbrauchen und auf diese Weise vorübergehend festzulegen. 2. Die sogenannten Gerichte des Bodens, welche mit großer Absorptionskraft ausgestattet sind, vermögen die in ihnen enthaltenen Alkalien gegen Ammoniak auszutauschen und auf diese Weise letzteres langsamer wirksam zu machen. 3. Schwefelsaures Ammoniak gehört zu den sauren Salzen und kann daher auf kalkarmen, sauren Böden ungünstig wirken, sofern wir nicht Natron in Form von Kochsalz oder Kalisalzen zuführen. Namentlich bei Rüben und Getreide würde solches Verfahren an Platz sein, da diese Pflanzen als typische Salpetermineralien im Gegensatz zu Kartoffeln gelten, vermutlich weil sie scharf auf das Natron des Chilisalpeters reagieren. Andererseits ist die Kartoffel eine ammoniakliebende Pflanze. 4. Die Witterungsverhältnisse hinsichtlich Wärme und Niederschlägen beeinflussen häufig in ungünstiger Weise eine durchschlagende Ammoniakwirkung. So war es z. B. in diesem Jahre infolge der Trockenheit bei dem Haser. 3.

Die Fäße im Rindviehstall fordert zur Winterzeit erhöhte Aufmerksamkeit. Namentlich ist der erforderliche Stallwärme gebührend Augenmerk zu widmen. Die Temperatur ist stets auf 15 Grad Celsius anzustreben; nachteilig wirkt sie, wenn sie unter 11 Grad sinkt und über 17 Grad steigt. Ein Thermometer gehört also zu deren Feststellung naturgemäß in den Rindviehstall. Durch zu geringe Wärme im Stall wird ein erhöhter Nahrungsverbrauch namentlich an fettbildenden Stoffen herbeigeführt. Die Tiere geben dies schon durch arg geringes Fressen zu erkennen. Billiger wie durch Futtermittel lassen dieselben sich indes durch vernünftiges Beklopfen der Zuglöcher, sowie reichlicher Streu erwärmen. Dennoch

ist das regelrechte Lüften zur Erhaltung der Gesundheit im Rindviehstall unerlässliches Bedürfnis. Nur muß das unmittelbare Einströmen zu kalter Luft aus besten Kräften vermieden werden. Von unten her läßt man bekanntlich die reine Luft einziehen, während in der Nähe der Erde die Abzugsgelegenheit für verbrauchte Luft anzubringen ist. Holzbeheizung hält die Wärme gut, hält auch kalte Strömung erfolgreich zurück. Werden nun Luftlöcher wenig über dem Boden durch die Steinmauer nach außen hin angebracht und wird inwendig eine dicke Holzbeheizung errichtet, etwa mit Handbreit Abstand von der Mauer und bis über Kopfhöhe der Stalltür, so ist die einziehende frische Luft bereits genügend erwärmt beim Durchziehen dieses Zwischenraumes, bis sie in den Stall eintritt. Kalte Luft und reine Luft ist nämlich durchaus nicht dasselbe; wohl erwärmt reine Luft sich weit rascher als verbrauchte. Besondere Abzugskamine haben sich hierzu von oben her sich öffnende Fenster benutzt. Durch dreieckige Seitenabflüsse kann hierbei jegliche Zugluft vermieden werden. Gehtes Licht ist aber sowohl zur Verrichtung aller Arbeit im Viehstall, wie auch zum Gedeihen des Viehes höchst schätzenswert. Das regelmäßige Bürsten der Rinde dient nicht bloß dazu, ihnen ein anmutiges Aussehen zu geben, es ist auch dazu, um die Ausscheidungstätigkeit der Haut regeln zu halten, trägt also zur Gesunderhaltung wesentlich bei. Jetzt bei vorherrschendem Stallaußenhalt des Viehes ist dies auch mehr vermieden, wie bei vorherrschendem Weidegang in wärmeren Jahreszeiten. Durch die geringere Bewegung wird auch die Verdauungstätigkeit etwas vermindert. Als höchst einfaches Förderungsmitel hat sich Vermit gut bewährt. Bekannt ist ja die appetitregende Wirkung von Vermittropfen und Vermittee. Für den Rindviehstall empfiehlt sich der Anbau von Vermit auf einem Gartenbeet. Die fuchshohen, noch saftigen Sträucher werden abgeschnitten und an der Sonne getrocknet. Dies wird bis zum Winter aufbewahrt. Mehrmals in

der Woche mischt man alsdann kleine Mengen davon unter das Heu. Die Tiere fressen dies gern, die wohltuende Wirkung hiervon ist unübersehbar. Unter Jaucheauszug ist ja zur Sauberhaltung des Viehes dienlich, spart somit unnötige Kosten. Ställe. Dasselbe ist bei der häufigen Ausmischung der Stall. Zu erwähnen ist, daß dies jedoch nach der Fütterung geschehen soll, denn kann muß das Vieh seine Ruhe haben zum Erlangen des Eingekommenen. Daß ein besonderer Zugang zur Fütterung seine großen Vorteile besitzt, bedarf keiner besonderen Betonung. Ställe neu eingerichtet werden, sieht man das auch durchgehend. Tränkewasser muß sich rein sein. In einigen Gegenden wird das auch bei der Stallfütterung im Winter noch Tränke getrieben. Selbst bei starkem Eise dies vorher am Rande der Tränke mit der Befestigung. Wenn die Tiere dies immerhin gewohnt bleiben, ist hierbei ja nichts Abzu befürchten. Recht bequem sind ja die Tränke im Winter. Da die Rinder gewöhnlich extra einen Stall oder wenigstens einen Winkel für sich haben, so kann hier besonders reichlicher Streu ein trockenes und weiches Lager geschaffen werden. Hierbei ist aber eine aufmerksame Hantpflege während des Winters erforderlich, um selbige von Ungeleser, namentlich Ransen, freizuhalten. Beigt sich dies einmal, nämlich zunächst am Hinterkopf bis hinter den Ohren, so wären diese Stellen Tabakbräute, nämlich Tabak in Wasser oder Milch gekocht, alle vier bis fünf Tage und drei- bis viermal durch gründliches Bürsten behandeln. In neuerer Zeit werden Breilosen zur Kolberausucht empfohlen.



Bei Kopfschmerzen, Migräne, Neuralgie, Rheuma
Jotal ist ein absolutes Schmerzmittel, wenn andere versagen. Zahlreiche Erfahrungen. Ärztlich empfohlen. In allen Apotheken zu 1.40 u. 2.50.

Versicherung tragender Stuten
3 % feste Prämie mit Rückzahlung bei Nichterträglichkeit, und sonstige Versicherungen übernimmt Vaterländische Vieh-Versicherungsgesellschaft Dresden, Werderstraße 29. Prompte Entschädigung bis 90 % der Versicherungssumme. Günstige Versicherungsbedingungen. Höchste Reserven. Nicht. Vertreter überall gesucht.

Probenummern der Deutschen Jäger-Beitung
versendet auf Verlangen
J. Neumann, Neudamm.

Bettträsen,

Befreiung garant. f. d. Alter u. Geschl. an. Auskunft unentgelt. Inoffiz. „Sanis“, München 71, Dachauerstr. 54.

Wagenschmerzen,

Wagen-Frankf. Stuhlgangbeschw. auch da fohent. an, wie sich jeder sofort davon befreien kann, hilft abhol. f. d. ohne Ausnahme. H. Welter, Niederbreisig, Nr. 13, 36.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Jedem Landwirt sei zur Anschaffung empfohlen der handliche Taschenkalender:

J. Neumanns Taschenbuch und Notizkalender für den Landwirt auf das Jahr 1916.

Dauerhaft in braun Segelleinen gebunden, mit Bleistift.
Schwache Ausgabe A, mit vierteljährlicher Anordnung im Notizkalender, Preis 1. M. 20 Pf.

Bei Bezug von 10 Exemplaren und mehr pro Stück 1 M. 40 Pf. Die Particypreise von 1 M. bzw. 1 M. 40 Pf. treten auch in Kraft, wenn 10 Exemplare beider Ausgaben gemeinsam bestellt werden.

Berner sei empfohlen der

Jagd-Albreichskalender 1916.

Verandgegeben von der Deutschen Jäger-Beitung.
Großformat-Form: 17,5 x 26 cm. Preis 2 M.

Ein reich illustrierter Albreichskalender mit monatlichen Ratsschlägen für Jagdtrieb und Wildbahn, sowie täglichen Bezeichnungen und Anregungen für weidgerechtes Jagen, Hege und Pflege des Wildes.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und die
Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Feldpost-Briefschachteln

Vorrätig in vier Größen. Dauerhaftes Material. Billige Preise. Günstige Verhältnisse.

I. für Briefe bis zu 50 Gramm (Portofrei): A Schachtel 9,5 x 12 cm, besonders geeignet zum Versand von Zigaretten; B Schachtel 9,5 x 15 cm, besonders geeignet zum Versand von Schokolade. Preise: 30 Stück 3 M. 50 Pf., 50 Stück 5 M. 50 Pf., 100 Stück 10 M. 50 Pf.

II. für Briefe bis zu 250 Gramm (10 Pf. Porto): C, feste Doppelschachtel mit verriegeltem Deckel; D, feste Doppelschachtel mit verriegeltem Deckel. Preise: 30 Stück 3,50 M., 50 Stück 5 M., 100 Stück 10 M.

III. für Briefe bis zu 500 Gramm (20 Pf. Porto): E, feste Doppelschachtel mit verriegeltem Deckel; F, feste Doppelschachtel mit verriegeltem Deckel. Preise: 30 Stück 4 M., 50 Stück 6 M., 100 Stück 12 M.

IV. für Briefe bis zu 1000 Gramm (40 Pf. Porto): G, feste Doppelschachtel mit verriegeltem Deckel; H, feste Doppelschachtel mit verriegeltem Deckel. Preise: 30 Stück 6 M., 50 Stück 10 M., 100 Stück 20 M.

Die Verwendung der Feldpost-Briefschachteln ist ihres großen Volumens wegen zum Versand von Paketen oder bei Mehrbedarf als Frachtpost möglich. Abnahme kleiner Quantitäten nicht, da das Porto teuer wird wie die Schachteln selbst.

Unsere überall warm empfohlenen Feldpost-Briefschachteln sind leicht im Gewicht, dennoch dauerhaft. In der Schachtel A lassen sich beispielsweise vier Zigaretten mittlerer Größe mit einem Gewicht von 50 Gramm, also portofrei, ins Feld senden. Die Größen C und D eignen sich zum Versand von Strümpfen, Leibbinden, Schuhen oder 20 bis 25 Zigaretten und Gewürzen bis zum Gewicht von 100 bis 150 Gramm. Die Schachtel E ist besonders für Zigaretten bestimmt und zu deren Schutz mit doppeltem Deckel und Seitenschließ aus Wellpappe ausgeführt. Je nach Größe kommen bequem 10 bis 15 Zigaretten darin unter.

Auf Bestellung werden auch größere Paketschachteln und lächer Pakete für den Postversand. Osten und Westen zugelassenen Postverkehrsland ins Feld zu billigen Preisen schnellstens angefertigt.

Probeweise wird geliefert ein Can von sechs Stück ineinandergelagerter Feldpost-Briefschachteln - bis zum Gewicht von fünf Kilo zulässig - (größte Schachtel 18 x 28 x 36 cm, 18 x 18 x 26 cm). Jeder Can kostet im Postbezugs 3,50 M. Alle Feldpostpakete im Postbezugs nach Verzicht auf Rücknahme genügt und gegen Kasse geküpfelt werden; dazu empfiehlt sich Disagio. Bogen festes Altpapier 80 Pf.

Bezug der Feldpost-Briefschachteln geschieht am besten gemeinsam, möglichst ortsfest, meiste- und Gutsverwalter, Geschäftliche, Lehrer, Forstbeamte oder Postverwalter nehmen in mäßig in die Hand. Bei Bezug von hundert Feldpost-Briefschachteln, der am billigsten gewöhnlichen Frachtpost erfolgt, wird ein Ertragsabzug von 5 Prozent bewilligt. Die hier angeführten Preise sind mit dem 1. Juni 1915 in Kraft getreten. Die Schachteln sind zu beziehen gegen Sendung oder Nachnahme des Betrages franko durch die

Verlagsbuchhandlung J. Neumann, Neudamm.

Lungen-Tee (Nur echt mit Adler-Mark)

Appetit rege zu erl., zur Beförd. des Schleimabflusses, zur Ausheilung Bronchien. Der sehr blühende Husten und die schwelenden Nerven werden sehr bald nachlassen. - Doppelpaket 2 M. Bitte nur bei Adler-Apotheke, München D 57, Sendlingerstr. 10.

Verlag von J. Neumann, Neudamm.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen ein

Praktisches Rezeptbuchlein für Tierbesitzer u. Landwirte

nebst Anleitung zur Errichtung einer tierärztlichen Praxis von J. Roderich, Apotheker.
Preis in Leinen gebunden 1 M. 40 Pf.

Das Buch soll in der Bibliothek jedes Landwirts, Tierbesizers, Lehrers werden vor manchem Fehlschuss bewahren. Es ist ein gegen Einleitung des Betrages franko, unter Nachnahme von Aufschlag von J. Neumann, Neudamm.

Bettenläsen,
Befreiung garant. f. d. Alter u. Geschl. an. Auskunft unentgelt. Inoffiz. „Sanis“, München 71, Dachauerstr. 54.

Allustriertes Sonntags-Blatt.

Wöchentliche Beilage zum
Usinger Kreisblatt.

Nr. 52. 1915.

Das Seegepenst.

Erzählung von Robert Kraft.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Was tut man nicht als verliebter Mensch,“ fuhr Paul fort. „Mintje ließ nicht nach, bis ich ihr lachend das Versprechen gab. Sie wollte es ernst genommen haben, ich sollte schwören. Ich tat ihr den Gefallen. Ich wollte sie mir schon noch erziehen, wenn sie nur erst meine Frau war. Aber es gelang mir nicht. Eine gute, herzige Frau, die mir alles an den Augen ablas, nur für mich lebte, aber von ihrem Wahne konnte ich sie nicht abbringen. Und dann immer und immer wieder das Erinnern an mein Versprechen. Ich wurde schließlich ärgerlich und grob. Sie weinte. Da war ich wieder besiegt. Ich sprach von unseren Kindern, was denn aus denen werden sollte, wenn ich ihr in den Tod folgte. Ja, aber wir hatten ja noch keine Kinder. Und sie behauptete einfach, sie wisse bestimmt, sie bekomme keine. Sonst eigentlich ein wirklich heiteres Wesen, aber dieser Wahn — ach, wie hat mich das alles gequält!“

Paul stützte die Arme auf den Tisch und legte die Hände vors Gesicht. Ich konnte ihn nur bemitleiden.

„Deute vor einem Jahre,“ fuhr er dann leise fort, „befanden wir uns auf der Höhe von Trinidad. Das schönste Wetter, wohl hohe See, aber kein Überkommen. Mintje stand hinten am Heck. Da rollte eine mächtige Woge heran, der Flutwelle vorausgehend. Ich sah sie rechtzeitig kommen, sie mußte als Sturzsee übergehen. Ich schrie, Mintje hörte es nicht, sah nichts. Ich sprang mit beiden Füßen von der Brücke, stürzte nach hinten, da stürzte das Wasser schon über. Ich konnte mich gerade noch an den Banten halten. Als ich wieder auftauchte, da sah ich sie treiben — schon weit vom Schiff. Noch einmal hob sie den Arm — und winkte mir, winkte mir —“

Er konnte nicht weiter sprechen. Und ich fragte natürlich nicht erst, ob denn kein Boot ausgesetzt worden sei. Ich war doch selbst Seemann.

„Und heute, an ihrem Todestage, fällt mir der Trauring vom Finger!“

„Ja, ein merkwürdiges Zusammentreffen,“ sagte ich ruhig. „Und da erscheint sie mir — und winkt mir — genau so wie damals!“

„Sie hat wohl nur die Arme ausstreckend ausgebreitet.“

„Und winkt mir. Sage, muß denn mein Schwur halten?“

„Um Gottes willen,“ rief ich, „was denkst du!“

„Ich weiß es selbst. Es war schwach, furchtbar schwach von mir, daß ich nachgab, wenn es anfangs auch nur Scherz war. Ich bin der Menschheit andere Pflichten schuldig, als ein leichtsinnig gegebenes, unsinniges Versprechen zu halten.“

„Dachtest du denn daran, als du vorhin den Ring suchtest?“

„Ja, natürlich dachte ich an alles das,“ erklärte er. „So ist die Sinnestäuschung eben entstanden. — Komm, hilf mir, daß ich die Bleistiefel wieder anziehe.“

„Du willst doch nicht nochmals hinab?“ rief ich erschrocken. „Er sah mich groß an. „Warum denn nicht? Es war doch nur eine Täuschung. Oder denkst du, ich glaube an Gespenster? Nein, ich will meinen Ring wieder haben. Kapitän Paul Müller kann wohl einmal erschrecken, aber so etwas wie Furcht gibt's nicht. Laß alles wieder in Ordnung bringen, ich gehe nochmals hinab.“

Aber es sollte nichts daraus werden. Die Flut hatte eingesezt, das Schiff war abgetrieben, ehe der Anker gefaßt hatte. Jetzt konnte jene Stelle gar nicht mehr bestimmt werden.

Paul wäre trotzdem noch einmal getaucht, allein er mußte schließlich das Vergebliche solchen Beginns selbst einsehen.

Wir gingen in den Hafen von Collare, löschten innerhalb vier Tagen die Ladung, nahmen Ballast und bekamen Befehl nach Buenos Aires.

Seit sieben Tagen befanden wir uns wieder auf hoher See. Immer war gutes Wetter, der Kapitän konnte den versäumten Schlaf nachholen, er bekam schnell sein ehemaliges gesundes Aussehen wieder.

Es war früher Nachmittag, ich hatte Wache. Der Bootsmann meldete, daß das Patentlog nicht mehr arbeite. Es ist dies eine Art von Uhr, hinten am Heck angebracht: eine an einem Seile nachschleifende kleine Schraube dreht sich durch den Widerstand des Wassers, dreht auch das Seil mit, in der Uhr werden dadurch Räder gerückt, und Zeiger melden die gefahrenen Knoten.

Die Zeiger rückten nicht mehr.

Der Kapitän ging selbst hin, ich holte eine neue Uhr aus dem Kartenhause.

Wie ich mittschiffs unter der Brücke hervorkam, sehe ich den Kapitän allein hinten an der Bordwand stehen, mit ausgestrecktem Arm, und höre ihn einen lauten Schrei ausstoßen.

Mit zwei Sägen war ich dort.

„Da — da war sie wieder! Mintje! Und sie winkte mir — winkte mir!“

Ganz außer sich war er. Wieder wollte er sie ganz deutlich gesehen haben, hinten im Kielwasser, zwar nicht mit dem Kopfe heraustauchend, aber doch ganz, ganz deutlich sichtbar, mit dem grünen Kleid, mit dem grünen,

nachschwebenden Haar, ihm immer zuwinkend. Lange, lange wollte er sie gesehen haben. Ein Zeitmaß fehlte freilich. Und diesmal im hellsten Sonnenscheine! Er ließ sich nicht davon abbringen.

„Täuschung soll es wieder gewesen sein? Bin ich denn ein wahnsinniger Narr?! Laßt Euch doch nicht auslachen, Steuer-



Heerführer im Weltkrieg:

General Schekow,

der Oberkommandierende der bulgarischen Armee. (S. 207)



Deutsche Matrosenkompanie auf dem Marsche an der flandrischen Küste. (S. 207)

Phot. Hohlwein & Giede, Berlin.

Er ließ mich stehen. — Jetzt wurde mir die Sache doch bedenklich. Paul sah doch gerade jetzt so gesund aus, hatte auch sonst nicht die geringste Spur von Überreizung gezeigt. Was sollte man davon denken?

Er blieb den ganzen Tag unsichtbar und kam erst des Nachts wieder auf die Brücke.

„Ihr denkt natürlich noch immer, es wäre wieder nur eine Täuschung gewesen,“ begann er.

„Was soll denn —“

„Schon gut. Eine Erklärung kann ich nicht geben, aber gesehen habe ich sie doch.“

Schon bei Sonnenaufgang stellte er sich am anderen Morgen wieder ein, als ich abermals Wache hatte. Jetzt sah er wieder recht schlecht aus, sehr hohläugig, mochte nicht geschlafen haben, sagte aber das Gegenteil.

„Heute nacht,“ begann er von selbst, „ist sie mir im Traume erschienen. Nun käme sie nur noch einmal, erklärte sie, dann aber würde sie mich auch holen, ob ich nun wolle oder nicht. Glaubst du an solchen Unsinn, Robert?“ Er lachte grimmig.

Dieses Vachen gefiel mir gar nicht, so wenig wie sein Aussehen, wie sein ganzes Benehmen.

Da brach etwas an der Maschine. Die Ausbesserung mußte einige Stunden in Anspruch nehmen.

„Da — da — da!“ schrien plötzlich einige Matrosen, in großer Aufregung über die Steuerbordreling deutend. „Ein Seegeespenst, eine Wassernixe!“

Ich sprang an die Bordwand.

Was soll ich sagen?

Da schwebt dort unten im Wasser ein Weib, von einem grünen Gewand umgaulert, um den Kopf grüne Haare, sie blickt unverwandt zu uns empor und erhebt dabei den rechten Arm. Der Kopf ist vielleicht noch einen halben Meter unter dem Wasserspiegel, die ganze Gestalt aber bis zu den Füßen vollkommen sichtbar.

Wir waren an die zwanzig Mann, die den Spuk sahen.

Sie schien wieder zu verschwinden, immer winkend.

„Himmel und Hölle, jetzt mach' ich dem Teufelsput ein Ende — so oder so!“ knirschte es da neben mir. Es war der Kapitän, und da sahste er auch schon in weitem Hocksprunge über die Brüstung weg, gerade auf die Gestalt zu.

Und er hatte sie! Ich sah ganz deutlich, wie er die Arme um sie schlang und sie auch die ihren um ihn. Oder doch den einen. Dann aber waren die beiden auch gleich in die Tiefe gegangen, waren sofort verschwunden.

Wir starrten und starrten. Der Kapitän kam nicht wieder.

Lange dauerte unser entsetztes Starren freilich nicht.

Ein Boot wurde ausgelegt, und es wurde mit Stangen und mit Haken an langen Seilen gefischt.

Und wir brachten sie wirklich herauf — sie, das Meerweib.

Und was war es?

Eine hölzerne Gallionsfigur, wie eine solche noch heute fast jedes Segelschiff vorn am Bugspriet führt, meist den Schiffsnamen versinnbildlichend. Das hier war ein Weib von menschlicher Größe oder noch etwas größer, hatte den rechten Arm ausgestreckt, der aber am Ellbogen gebrochen war; der Unterarm mit der Hand hing nur noch durch einen Holzspan mit dem Ganzen zusammen. Daher bei der leisesten Wasserbewegung die winkende Bewegung des Armes. Und mit unserem Schiffe war die Figur mit einem langen Strick verbunden, der sich wahrscheinlich am Kupferbeschlag des Kiels festgeklemmt hatte. Das Holz hatte sich vollgeseugt und schwebte eben noch im Wasser. Das grüne Gewand war Seetang, der sich auch in den Rillen der hölzernen Loden festgesetzt hatte.

Die abgebrochene Gallionsfigur hatte sich uns offenbar irgendwo angeheftet, vielleicht erst auf der Reede von Collare. Jedenfalls hatte der Kapitän schon dort beim Tauchen sie erblickt. Gestern hatte er die nachgeschleifte Figur hinten im Kielwasser gesehen, und



Bulgarische Feldartillerie. (S. 207)

tauchte sie vor unser aller Augen auf.

Ja, nun war alles erklärt. Und der Kapitän?

Er war weg. Er tauchte von selber wieder auf, wir sahen ihn auch nicht auf.

G. n. d. e.

Mannigfaltiges.

Ältere Bilder. — Der Oberkommandierende der bulgarischen Armee General Schelow. Er ist aus Armeeoffizieren hervorgegangen und mit der Armee eng verwachsen, nicht nur als Soldaten, sondern auch als Menschen hochgeschätzt. Während der Belagerung von Adrianopel war er als Oberst Stabschef des Generals Jwanow, des Führers der Armee. Er wurde dann rasch hinterher Brigaden- und Divisionskommandant und, nachdem er sich als Kommandant der Militärschule in Sofia bewährt hatte, erst im August dieses Jahres mit der Leitung des Kriegskabinetts betraut. Auch in dieser Stellung, so kurze Zeit er sie auch nur einnahm, hat er den Ruf, ein ausnehmender Organisator zu sein, bewahrt. Daß man mit der Ernennung des jüngsten Generals der bulgarischen Armee — er zählt 51 Jahre — zum Oberbefehlshaber einen guten Schritt getan, beweisen die großartigen Siege der bulgarischen Waffen. — In der flandrischen Küste halten schon seit vielen Monaten Deutsche „blaue Zungen“, auf die jetzt wenigstens kaum noch dieser Rosenname paßt, da sie zumeist in das gleiche graugrüne Feldgrau gekleidet

wie die Armee, treue Wache. Bismarck eintönig verläuft ihnen das Leben im flandrischen Dünenlande, aber doch noch abwechslungsreicher als den anderen droben an der friesischen Küste, denn wenigstens von Zeit zu Zeit kommen sie mit dem Feinde in die erhoffte nähere Berührung, und sie haben öfter Gelegenheit, ihre artilleristische Schießfertigkeit gegen feindliche Schiffe oder Flugzeuge zu zeigen. Wie es im deutschen Heere üblich ist, werden bei den „Marinern“ die Zeiten der Kampfesruhe mit Feldübungen, Schießen usw. reichlich ausgefüllt, damit gefährliches Nichtstun nicht aufkommen kann. Unser nächstes Bild zeigt eine deutsche Matrosenkompanie auf einer Marsch in Flanderns Dünen. — Bulgariens Armeen haben in sämtlichen Kampfgelegenheiten bei der Offensive gegen Serbien Hervorragendes geleistet. Lob verdient auch seine Artillerie, die sich der der Bundesgenossen kaum ebenbürtig erwiesen hat. Die bulgarische Feldartillerie hat vorwiegend Geschütze von 7,5 Zentimeter Kaliber, Modell 1904, Schnellfeuer-Geschütze von 12 Zentimeter Kaliber, Modell 1907, von Schneider-Creusot, Schnellfeuer-Gebirgsgeschütze von 7,5 Zentimeter Kaliber, teils von Krupp, teils von Schneider-Creusot. Die Fußartillerie verfügt über modernes französisches und älteres Kruppmaterial. — Die französischen Torpedominen auf unserem nächsten Bilde sind „Ausbläser“, das heißt nicht explodierende Minen, die man auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefunden. Es sind nur Hintertheile sichtbar. Die größere Mine hat einen



Fransösische Torpedominen.

Phot. Gebr. Haezel, Berlin.

wie ihn die Diebe nannten, ging kein Mensch am Tage, geschweige denn in der Nacht gern vorüber, mußte dies aber im Dunkeln geschehen, dann machte jeder lange Beine, daß er vorbeikam, und daß diese langen Beine noch länger wurden, dafür sorgte Bertold, des Henters Bub; denn sowie der Wanderer in der Nähe des Galgens war, hörte er ein jammervolles Achzen, Stöhnen und Wimmern, und von Entsetzen gepackt riß er aus wie ein galoppierendes Pferd. Keiner dieser Geschredten aber ahnte, daß es des Scharfrichters Bub gewesen, der hier seinem Übermute die Fägel schiefen ließ.

Schon frühe wurde er in alles eingeweiht, was mit dem Amte des Scharfrichters in Verbindung stand, er begleitete den Vater auf seinen Geschäftsgängen und empfing schon jung eine sorgsame „technische“ Vorbildung auf seinen späteren Beruf. So wuchs Bertold zum Jüngling heran, und er war nun der Geselle des Vaters. Er muß sich als ein solcher tüchtig gezeigt haben, denn als sein Vater wegen einer Ungebühr entlassen wurde, wurde dem jungen Bertold sofort das schwere Hentersamt übertragen. In seinen Aufzeichnungen bekundet der jugendliche Scharfrichter fast bescheid, daß seine erste selbständige Hinrichtung nur einem arbeitsamen Wegelagerer das Leben gekostet habe, ein gewichtiger Staatsverbrecher wäre ihm als Gefling lieber gewesen.

Weiter erzählt der seltsame Verfasser, wie er einen Gefangenen bekam, und zwar einen unfreiwilligen, in dem jungen Bildhauer Veit. Die Sache war so gekommen. Meister Bertold führt einen Verurteilten zum Schafott, der Gefangene gerät auf dem Wege in Verzweiflung, reißt sich mit wuchtigem Rude los und flieht. Der junge Bildhauer Veit springt, ohne lange nachzudenken, herbei und hilft dem Scharfrichter, den Flüchtling einzufangen und festzunehmen. Diese unbedachte Gefälligkeit sollte dem jungen Künstler teuer zu stehen kommen, denn nach damaliger Anschauung war er durch seine Berührung mit dem Scharfrichter unehrig geworden, und nach altem Rechte war ein jeder, der freiwillig dem Scharfrichter Hilfe geleistet, verpflichtet, ihm auch weiterhin als Helfer zu dienen. Anfangs weigerte sich Veit nachdrücklich, dem alten Rechte nachzukommen, aber er mußte schließlich nachgeben, fand dann an dem neuen Beruf nach und nach Gefallen, und so wurde aus dem jungen Bildhauer ein tüchtiger Hentersgehilfe.

Die Einnahmen Meister Bertolds waren ziemlich groß. Darin kam ihm die Eitelkeit der Menschen zu Hilfe. Es war damals

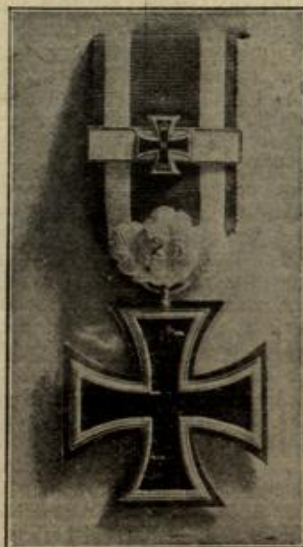
silberne Spange zum Eisernen Kreuz ist hier zu nennen. Sie wird denen verliehen, die bereits im Kriege 1870/71 das Eisene Kreuz erhalten haben und es als Mitkämpfer in diesem Kriege wieder bekommen hätten.

Aus den Denkwürdigkeiten eines Henters. — Ein noch vorhandenes Buch aus dem Jahre 1530 bietet wohl die älteste Lebensbeschreibung eines Henters. Meister Bertold Benz, der Scharfrichter von Nürnberg, ist der Verfasser des eigenartigen Werkes. Bertold Benz war der Nachkomme einer Nürnberger Familie, in der seit Geschlechtern das Scharfrichteramte erblich war; seine Jugend war nicht freudvoller und leidvoller als die Jugend aller Hentersöhne, denen die Nachfolgerschaft im Amte des Vaters vorbehalten war: er wuchs zwischen Galgen, Schafott und Scheiterhaufen auf und wurde dadurch bald an die erschütternden Szenen und Schrecknisse des blutigen Nachrichterdienstes gewöhnt. Über seine Kindheit berichtet Meister Bertold wenig, doch vergißt er nicht, wohl als ein wichtiges Merkzeichen seines Geburtstages, mitzuteilen, daß, während er das Licht der Welt erblickte, sein Vater auf dem Marktplatz der Vaterstadt eine Hexenverbrennung ausführte. Als Knabe fand er wie andere auch ein großes Vergnügen an Knabenstreichen aller Art, aber seine Streiche trugen einen anderen Grundzug als die Streiche der bürgerlichen Knaben, die den Hentersbub in ihrer Gesellschaft nicht duldeten.

Wenn die Nacht niederkam, dann schlich sich Bertold ungesehen unter den Galgen, unter den er sich setzte und geduldig wartete, bis jemand auf der vorübergehenden Straße daherkam. An dem „Sauerbrunnen“,

dann schlich sich Bertold ungesehen unter den Galgen, unter den er sich setzte und geduldig wartete, bis jemand auf der vorübergehenden Straße daherkam. An dem „Sauerbrunnen“,

dann schlich sich Bertold ungesehen unter den Galgen, unter den er sich setzte und geduldig wartete, bis jemand auf der vorübergehenden Straße daherkam. An dem „Sauerbrunnen“,



Neue Kriegsverdienstzeichen: Das Eisene Kreuz vom Jahre 1870 mit der Spange vom Jahre 1914.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.



Kriegsverdienstzeichen: Der Eisene Halbmond der Türken.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H., Berlin.

den Angehörigen eines Verurteilten nicht immer gleichgültig, wie der Verbrecher starb. Deshalb zahlten sie oft größere Summen dafür, daß der Scharfrichter bei der Hinrichtung mehr oder weniger Prunk entfaltete. Der junge Veit nahm dem Meister gewöhnlich diese peinlichen Verhandlungen mit den Angehörigen ab, und er zeigte sich dabei als ein vorzüglicher Rechner. Eines Tages empfing er von einer adeligen Familie sogar dreißig Goldmark, damit der Verurteilte das Vorrecht genieße, in vollster Ritterkleidung und mit Stiefeln und Sporen sich köpfen zu lassen.

Zum Amte des Scharfrichters zählte Meister Bertold auch die Verpflichtung, mit dem zum Tode Verurteilten zusammen die sogenannte Hentersmahlzeit, also die letzte Mahlzeit des Verurteilten, einzunehmen. Meister Bertold tat dies ungern, aber er fügte sich dem Zwang und tat seine Pflicht, worüber er in seinen Erinnerungen mit Gewissenhaftigkeit berichtet, auch die dabei genossenen Speisen aufzählt. Eines Tages mußte er mit einer jungen, zum Scheiterhaufen verurteilten Heze speisen, einem jugendfrischen, blühenden Geschöpf von bezaubernder Schönheit, die bitterlich weinte und jammerte, daß sie schon sterben solle. Meister Bertold wurde dabei sehr nachdenklich, und in der darauffolgenden Nacht schlief er wenig. Am Morgen aber, als er neben ihr auf dem Schafott steht, wirft er plötzlich sein Richtschwert zu Boden und ruft mit lauter Stimme: „Auf Grund des Rechtes des Henters nehme ich sie zum Weibe!“ Eine solche Erklärung war nach dem Rechte statthaft und rettete der armen Sünderin das Leben. Die Erklärung Meister Bertolds nahm sogar die versammelte Zuschauermenge mit freudigem Geschrei auf, denn jedermann war von der Jugend und der Schönheit der armen Verurteilten gerührt. Derselbe Armesünderfarrer, der das Mädchen mit dem Henter zum Schafott gebracht hatte, brachte sie, mit Meister Bertold Benz an der Seite, als Braut zur Kirche. [C. I.]

Die ersten Damentapellen. — Als vor einer Reihe von Jahren sich die ersten Damentapellen in Cafés oder Restaurants hören ließen, empfand man das öffentliche Musizieren einer Damentapelle als etwas Neues. Aber schon vor mehreren hundert Jahren gab es große Kapellen musizierender Damen in Venedig. Man nannte solche Musikschulen „Hospital“, da sie aus Waisenhäusern hervorgingen, die von den reichen Bürgern der Stadt unterhalten wurden. Das Hospital „la Mercadante“ war berühmt durch seine Sängerinnen, das Hospital „la Pietà“ durch sein Orchester. Hier waren etwa hundertvierzig Damen im Orchester tätig — eine stattliche Damentapelle. Meistens führten die Hospitalistinnen in den Kirchen größere Oratorien auf. Der Komponist Dittersdorf hat in Venedig einer solchen Konservatoriumsaufführung beigewohnt, war aber davon nicht sonderlich erbaut. Auch der berühmte Geigenkünstler Spohr hat während seines Aufenthaltes in Venedig zu Weihnachten 1816 einer Konzertaufführung des Konservatoriums musizierender Damen beigewohnt. Chor und Orchester bestanden nur aus jungen Mädchen. Eine Musiklehrerin begleitete auf der Orgel, eine andere leitete das Orchester als Kapellmeister. Die Aufführung hat Spohr auch nicht sehr entzückt. Einige Sängerinnen erreichten die ungewöhnliche Höhe des dreigestrichenen G. Aus dem Konservatorium „la Pietà“ ist aber eine bedeutende Violinvirtuosin hervorgegangen, Regina Strina-Sachi, geboren 1764 zu Ostiglia bei Mantua, gestorben 1839 zu Dresden. Sie errang durch ihre Konzertreisen einen Ruf als bedeutende Geigenkünstlerin und konnte sich auch der seltenen Auszeichnung erfreuen, daß Mozart für sie seine Violinsonate in B-Dur komponierte. Regina Strina-Sachi war übrigens selbst eine beachtenswerte Komponistin. [M. M.]

Angenehmer Besuch. — Das Malariafieber schüttelte mich und ließ meine Phantasie die tollsten Sprünge machen — übrigens war ich bei völlig klarem Bewußtsein, wie das beim Tropenfieber der Fall zu sein pflegt.

Dem glühenden Tag war nach wolkenbruchartigem Gewitterregen eine läbliche Nacht gefolgt. Es herrschte die Stille der Tropennacht, das Ohr des Kenners vernahm jedes Geräusch trotz des ewig gleichbleibenden surrenden, zirpenden Liedes des Urwalds. Mehrmals schon hatten mir die fiebernden Sinne Laute vorgetäuscht, die sich verloren, sobald ich aufmerksamer hinzuhörte.

Netzt aber — das war kein Irrtum. Deutlich hörte ich auf der Vorgalerie des Hauses ein Räden an den Möbeln.

Diese Vorgalerie ist der Hauptaufenthaltort des Tropenhauses, breit und tief und meist reichlich möbliert.

In jedem Europäerhause brennt die ganze Nacht durch auf dieser Galerie ein Licht. Die häufigen Erdbeben auf den Malaiischen Inseln lassen eine schnelle Übersicht erwünscht erscheinen, wenn man des Nachts durch das knackernde Geräusch der schwankenden Balken unangenehm geweckt wird.

Als ich mich vorsichtig aufrichtete, bemerkte ich, daß das Licht nicht brannte. Die nach dem stets bereit liegenden Armeerevolver tastende Hand fand den Platz leer. Daß ich das Schießisen selbst einige Tage vorher in Petroleum gelegt hatte, um es von Rost zu befreien, daran dachte ich nicht.

Mein neuer chinesischer Diener! Er steckte natürlich mit einem Landstreicherspißbuben sind die Kuli dort ja fast ausnahmslos — unter einer Decke! Er hat kein Petroleum aufgeschüttet, so daß die Lampe erlosch, hatte die Pistole entzündet und nun, auf meinen Fieberzustand bauend, räumten sie mir in aller Ruhe Ruhe aus. Sofort fiel mir auch ein, daß Fohita zugehört hatte, wie ich am Abend ein Chininpulver nahm, das er jedenfalls für Morphinum gehalten hatte, ich griff öfter bei schlaflosen Fiebernächten zu dieser Wohlat.

Es war alles klar — sonnenklar.

Leise erhob ich mich, ein Anzeichen war nicht nötig, da man in den Tropen stets im Schlafanzug schläft. Im Zimmer, das ich durchschreiten mußte, lag in der Ecke eine Mausebühse. Das mir durch den Kopf, doch vergah in meinem Fieberzustand, sie im Vorbeigehen mitzunehmen. Meine sämtlichen Gedanken richteten sich auf das sich eben derholende Möbelrüden. Die Verbindungstür zwischen Schlafzimmer und Galerie, eine Doppeltür, schlug nach auf. Einen Augenblick blieb ich vor der Tür stehen, um sie dann mit dem Fuß auf: „Siapa disini — wer ist hier?“ zustoßen.

Es erfolgte ein mächtiges Knallen und Holzsplittern, danach ein dumpfer Fall. Gleichzeitig aber war ich auch in der Richtung hingestürzt, aus der der Lärm kam. Ich trat ins Leere und fiel etwa zwei Meter tief auf die Erde, vielmehr auf etwas festem Weiches, im selben Augenblick fortstürzte.

Auf mein Geschrei kamen die Chinesen aus dem hinteren Hause, mit bewaffnet, zitternd und klappernd, der Mut ist die kleinste Tugend chinesischer Kuli. Ich richtete mich mühsam auf, den Boden abtastend und bemerkte frischen Spuren eines Königstigers.

Trotz der Fiebertemperatur ließ mir eiskalt über den Rücken bei dem danken, auf welches sanfte Rubelissen gefallen war.

Des Rätsels Lösung war folgende: Die Tür, die die zur Vorgalerie führende Treppe absperrt, war offen. Der Tiger hatte sich mein Möbelenknirschel, vielleicht hatte er auch Abwehr auf meinen getreuen Dadel. Wäre der meines Fiebers halber diese Nacht im Pferdestall verbracht. Kurz und bündig hatte an die dichtstehenden Möbel gestoßen, war beim Aufschlagen der Tür erschrocken, dann blindlings nach außen gesprungen und hatte ein gutes Stück des Verandagitters mitgerissen.

Fohita, übrigens, wie sich später zeigte, ein verhältnismäßig ehrlicher Mensch, hat nie wieder vergessen, Petroleum auf die Lampe zu gießen. Vielleicht hat seine Ehrlichkeit auch eine Folge unserer ziemlich deutlichen Unterredung, bei der als Dritter nur mein Reitpferd zugegen war. [S. v. G.]

Somonym.

Man tut es —

Viele finden's häßlich.

Man hat es —

Das ist einfach gräßlich.

Da hilft's nichts, wenn man es auch tut,

Kein Hütn nützt, kein trostiger Mut.

Man schilt aufs Wetter und warnt den Hül,

Bis das Übel von selbst wieder weichen will.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1916.

Scharade. (Dreißig.)

Sommer schwand und Herbst mit den beiden Lehren,
Die in Wald und Feld uns so oft ergötzen;
Ob's ist's und kalt, Winter kam heran,
Und nun liegt die Welt in der ersten Wahn.

It das letzte Paar auch dahingegangen,
Sicht das ganze Wort man dafür nun prangen;
Doch der Sonnenstrahl, jenen unentbehrlich,
Diesem Ganzen wird er gar bald gefährlich.

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1916.

Auflösungen von Nr. 51:

des Wort-Rätsels: Eich; des Scherz-Rätsels: Eschwege (Esch, Weg).

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Karl Theodor Senger in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



A (beim Festzug): Die Zigarre, die du mir verehrt hast, lieber Freund, ist unbezahlbar ... damit kommt man durch das dichteste Gedränge!

Amstürperles Sonntagsblatt

Nr. 52

Wöchentliche Beilage zum
Ussinger Kreisblatt

1916

Klein Susi.

Erzählung von W. Harb.

(Schluß.)

Doktor Habicht räumte Helene den Platz im Vorderis ein und setzte sich selbst auf den Rücksitz. Sie verfielen in Schweigen, das der Doktor endlich unterbrach.

„Wo studierten Sie, Fräulein Kollega?“

Das klang höflich und persönlich interessiert.

Helene erzählte bescheiden von ihren Lehrjahren.

„Darf ich eine Frage stellen? Auch indiscret?“

„Bitte.“

„Sie lasen vorhin den Kindern die Weihnachtsbotschaft. Zufällig war ich Zeuge.“

Sie errötete leicht.

„Sehr gerne tat ich das. Und ich kann mir nicht denken, daß Sie etwas dagegen haben.“

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Davon ist nicht die Rede. Ich frage jetzt die wissenschaftlich gebildete, philosophisch und naturwissenschaftlich geschulte Ärztin: Stehen Sie mit Ihrer Überzeugung dahinter? Ist Ihnen das Wahrheit? Engel — Wunder — himmlische Erscheinungen und so weiter?“

Helene zog den Mantel fester um die Schultern, als ob ein schneidender Luftzug sie anwehe.

„Religiöse Erbauung und wissenschaftliche Erkenntnis sind zwei ganz verschiedene Dinge,“ sagte sie bestimmt.

„Sie weichen mir aus,“ klang es herüber.

„Sie antworten mit einem Gemeinplatz. Aber ich möchte Ihre persönliche Überzeugung hören.“

„Können Sie mit dem Herzen verteidigen, was der Verstand —“

„Ja,“ unterbrach sie ihn warm und aus tiefster Seele. „Für mich ist da kein Zwiespalt. Für die Religion gelten besondere Gesetze.“

„Es gibt nur ein Gesetz und eine Wahrheit. Was die Kritik nicht verträgt, fällt.“

„Dann schwände viel Freude aus der Welt. Die Menschheit würde arm.“

„Für die Unmündigen und Schwachen laß ich's gelten, aber ich will Sie selbst frei von solcher Sentimentalität.“

Seine Schroffheit tat ihr weh. „Sie sind ein unglücklicher Mensch, Herr Doktor?“

„Wer sagt Ihnen das?“

Sie schwieg, erschrocken über ihre Kühnheit. Stumm legten sie den Rest des Weges zurück. Helene sagte beim Aussteigen ein Wort höflichen Dankes.

„Sie dürfen mir schon Ihre Hand geben,“ hörte sie seine Stimme. „Sie zu verlegen, war nicht meine Absicht. Unangenehme Feiertage!“

Eine dickbehandschuhte Faust umschloß ihre Rechte.

„Fröhliche Weihnacht!“ sagte sie unsicher.

Konnte der Mann der verstandeskaltten Kritik ein fröhliches Fest feiern? So eins wie sie selbst, die Seele dem Strahl des Göttlichen erschlossen? Wie brachte er wohl den Abend zu?

Helene behielt die kleine Szene auch während des Weihnachtsfestes wohl im Gedächtnis. Warum stellt er überhaupt solche Fragen an mich? grübelte sie. Was geht ihn mein Denken und Fühlen an?

Das sollte sie bald gewahr werden. Der Chefarzt suchte in der Folgezeit deutlich nach Gelegenheiten, mit Helene zusammenzufinden. Sein Wesen erschreckte sie; sie suchte ihm auszuweichen oder Zurückhaltung ihm abzuschrecken.

„Bin ich Ihnen denn unsympathisch, Fräulein Rödel?“

Sie wurde zu ihrem Ärger glühendrot. „Nein,“ erwiderte sie leise.

„Fräulein Rödel, Sie haben mich unglücklich genannt; vielleicht bin ich es auch. Ich bin ein einseitiger, schroffer, kalter Mensch — das stößt Sie ab. Sie besonders in Ihrer Weichheit und Gefühlswärme. Das Bild unterm Weihnachtsbaum vergesse ich nicht — fast hätte ich an einen Weihnachtsengel glauben können.“

Verlekt trat sie zurück. „Herr Doktor!“

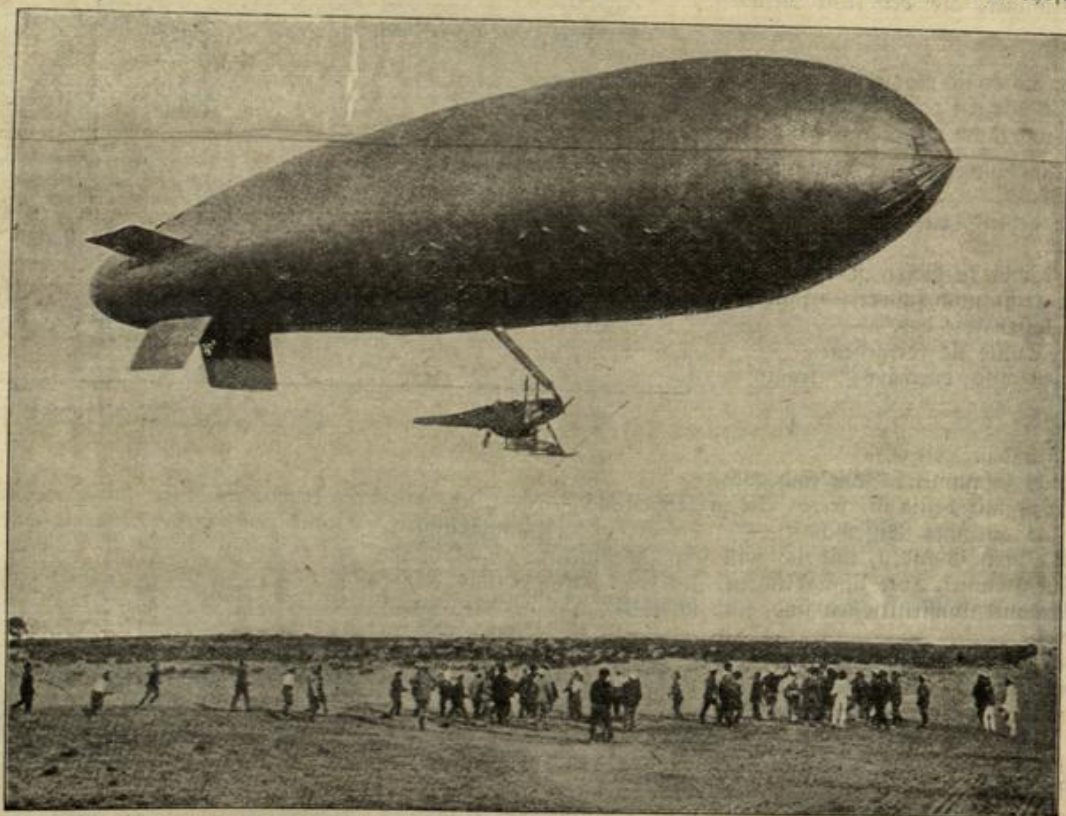
„Das ist keine Beleidigung — auch keine Schmeichelei. Es ist ein ernstgemeinter Antrag. Sie — Sie könnten mich glücklich machen, Fräulein Helene!“

Sie hatte keine Spur von Farbe im Gesicht. „Sprechen Sie nicht weiter — was berechtigt Sie, zu glauben —“

„Nichts, Sie haben recht. Sie ließen mich eher das Gegenteil ahnen, als daß Sie mich gern haben könnten. Meine Eröffnung war übereilt und ein Fehler. Aber ich kann nicht werden und betteln. Noch nie im Leben sagte ich einem Weibe drei Worte, um ihr zu gefallen.“

Sie schwieg.

„Machen Sie's kurz. Habe ich nichts zu hoffen?“



Englisches lenkbares Luftschiff, von längerer Fahrt zurückkehrend (S. 207).

Nach einer englischen Darstellung.

„Ich wollte, Sie hätten es nicht gesagt.“
 „Das wußte ich. Größeln und Hingegern ist gegen meine Natur. Ein scharfer Schnitt zur rechten Zeit — Sie wissen das auch als Arzt. Schneiden Sie zu!“
 Sie stand unbeweglich.

„Sie sind sich nicht klar? Gut. Ich bringe nicht in Sie — die Stunde für ein Nares Ja oder Nein wird schon kommen.“

Helene blieb mit den widerstreitendsten Gefühlen zurück. Jedes Mädchen malt sich den Augenblick aus, da der ihr vom Schicksal Bestimmte die entscheidende Frage tut. Sie denkt ihn sich als erlösenden und befreienden Beschluß einer Zeit des Wagnisses und der heimlichen Not. Und nun kam es so. Was war der Doktor Habicht? Sie schätzte ihn wegen seiner geistigen Berufsbefähigung, aber sein Egoismus ließ sie geradezu ab. Ihr selbst war der warme Hauch religiöser Erbauung Lebensbedürfnis, er aber war wie ein vergifteter Elixier. Oder — besuchte er die Einwirkung eines sanften Weibes, damit sich die Schrockheit seiner Natur wilderte?

Sie konnte sie nun ferner mit ihm zusammen arbeiten? Täglich mit ihm zusammenstehen? Ihr Vertrag band sie an ihren Posten. Wenn er seine Werbung wiederholte? Das wurde unerträglich.

Aber das tat Doktor Habicht mit seiner leisen Andeutung. Sie war ihm für die Rücksicht dankbar. Ruhig und sachlich verteidigte er mit ihr, als sei nichts vorgefallen. Dennoch kündigte sie zum nächstmöglichen Zeitpunkt auf den Rat ihrer Eltern, denen sie sich offenbar hatte.

„Hast du kein fröhliches Ja für ihn,“ sagte ihr Vater, „dann ist Schneiden das Beste. Aus der Kündigungszeit wird er das ‚Nein‘ schon vernehmen.“

So war es auch.

Es war im Speisezimmer, als der letzte Besuch fort war.

„Adieu, Helene!“

Sie fuhr zusammen, als er sie plötzlich ansprach.

„Bitte, grüßten Sie mir ein paar Mütter.“

Sie war sehr blaß, und auch er sah körperlich lei-

„Ich erhielt Ihre Kündigung — und verstand sie. Sie stehen vor mir?“

„Über ich muß doch gehen,“ rief sie gequält, „ich kann doch nicht —“

„Lernen hoffen, wo nichts zu hoffen ist — ich war ein solcher. Ihr Nein trifft mich schwer — schwerer als Sie ahnen. Doch lassen wir das.“

Helene sah ratlos. Sollte sie fortgehen?

„Ich mißfalle Ihnen also durchaus?“ fragte er noch einmal an.

„Nein — o nein!“

„Sagen Sie offen, Adieu, Helene.“

„Wir passen doch nicht zusammen! Wir sind doch so grundverschieden! Was mir heilig ist, treten Sie in den Staub — Sie glauben an nichts als an Ihre Wissenschaft!“

„Verlassen Sie mir Ihren Glauben, und ich will ihn annehmen. Zeigen Sie mir, daß Ihr Himmel, Ihre Unsterblichkeit, Ihr Gott keine Gefühle, Ahnungen, Gedankenkonstruktionen sind, und ich werde Ihr gelehriger Schüler sein.“

Die Uhr schlug; Helene dachte an ihre Pflicht.

„Ich muß zu dem Kinde. Verzeihen Sie mir, Herr Doktor, daß ich Ihnen nicht anders antworten kann.“ Sie ging zu Eufis Bettchen.

Stark und abgelehrt lag das Kind da. Der Atem ging pfeifend aus der tranken Brust, und die Händchen floßen unruhig.

Helene hatte Tränen des Mitleids. Alle Pflege war doch vergeblich gewesen!

Doktor Habicht trat ebenfalls herein.

„Das Kind wird die Nacht nicht überleben,“ sagte er.

Sie nickte. Der Tod stand am Bettchen.

„Nur ein Wunder könnte das Kind retten!“ Sie beobachtete nicht, daß die Ausrufung seinen Widerspruch hervorrief.

„Sie halten ein solches für möglich?“ Das war der alte Ton des Zweifels.

Sie atmete tief auf. „Nach dem Ermeßen menschlicher Wissen-

schaft ist das Kind verloren. Aber ich glaube an eine Nacht, die alles teilt. Wenn die will, kann das Kind trotzdem genesen.“

„Eine halbtote Idee. Es ist alles Unsinn und Wirkung auf der Welt. Übernatürliche Eingriffe gibt es nur im Hirn von Menschen, die nicht klar zu Ende denken. Unrettbar! Überzeugen Sie sich.“



Abwehr eines starken französischen Angriffs an der
 Schlacht von Orléans.
 (Nach einer Originalzeichnung.)

„Ich habe auch keine Hoffnung. Aber was Sie in das Reich der
 Unmöglichkeit verweisen, ist dennoch möglich, auch schon geschehen.“

„Transzendente Tatsachen! Ich sage Ihnen mit unerschütterlicher Gewissheit: das Kind stirbt — es wird auf keinen Fall gesund werden, hören Sie, auf keinen!“

„Wenn es Gottes Wille ist — doch!“

So schied sie. Er schloß die Tür hinter sich.

Helene setzte sich ans Lager und seufzte. Nach sie hoffte ja nicht. Wenn die Sonne neu schien, war



Übersicht der Stadt Metz
 nach dem Jahr 1870.

Augen und Haat. Letzte Luft noch! — Mit einem Ausruf der Überraschung sprang sie auf. Eine sanfte Rote lag auf des Kindes Wangen, der Atem ging regelmäßig, und die Händchen ruhten nicht in Hast über die Decke.

Was wirklich geschehen, was sie heiß gewünscht hatte, das, was die Menschen ein Wunder nennen, weil sie es nicht begreifen, weil es nicht paßt in das strenge System ihrer Wissenschaft?

Wie es auch war, heißer Dank quoll in ihr empor. Mit steigender Freude sah sie und beobachtete das schlafende Kind, bis es die Blauaugen aufschlug und lächelte.

Um acht Uhr kam Doktor Habicht. Helene trat ihm entgegen, das Kind auf dem Arm, das die große Puppe trug.

Er wollte zurück.

„Was haben Sie mit dem Kinde gemacht?“ rief er.

Sie schüttelte das Haupt und lächelte nur. Da ging er erschrocken hinaus, seine ungeheure Erregung zu verbergen.

Bräulein Doktor Helene Nibel hat ihre Kündigungs-urkunde erhalten, aber dennoch ist ihre Kraft dem Krankenhaus erhalten geblieben. Frau Doktor Habicht — so heißt sie seit dem Sommer, der auf Klein Eufis Wensung folgte — wandelt als der gute Engel der Kranken durch die weiten Räume, und ihre Lieblinge sind nach wie vor die Kinder.

Aber die Mann hat es verlernt, das Wort „unmöglich“ mit wissenschaftlicher Sicherheit auszusprechen.

Zu unseren Bildern.

Englisches leuchtbares Luftschiff, von längerer Fahrt zurückkehrend. — Eine höchst bedeutende Rolle spielt im gegenwärtigen Kriege die Luftschiffahrt, die wie die Unterseeboote eine neue, noch nicht kampferprobte Waffe war. Beide haben sich glänzend bewährt und den höchsten Erwartungen von ihrer Leistungsfähigkeit nicht nur entsprochen, sondern sie noch übertrafen. So wurde denn gerade auf dem Ausbruch haben im Kriege großer Wert gelegt. Dies beweist auch die Ernennung eines kometenhaften Generalis für die deutschen Luftschiffahrt. Immer eger wird die Tätigkeit der Flieger, immer zahlreicher und häufiger werden die Luftkämpfe.

Die den Fliegern gestellte Aufgabe sieht sich von vornherein deutlich von der der Luftschiffe. Was diese leisten, bezogen immer wieder Berichte von schweren Angriffen auf London und andere besetzte Städte in Frankreich. Vor dem Kriege wurde in Frankreich und England mehr Wert auf die Verbesserung der Fliegerei als der Luftschiffe gelegt; allerdings brachen jene Kinder eben keinen großen Zepplin. Der Vorrang, den ihre Erfindung Deutschland gab, blieb diesen erhalten. Selbstverständlich besitzen auch ihre Gegner Luftschiffe, aber es gelang allen ihren Versuchen nicht, eine Luftwaffe zu schaffen, die es mit den deutschen Zepplinen auch nur annähernd aufnehmen könnte.

Schlammigkeit der Stadt Metz. — Im Sommer 1916 saßen sich die Russen zu einer gewaltigen Kesselschlacht auf; eine Offensive auf einer Frontausdehnung von 300 Kilometer sollte ihnen den Sieg bringen. Der Angriff wurde freudig und geistlich in monatelanger Arbeit vorbereitet, bedeutende Schützen und gewaltige Munitionsmengen angeliefert. Im Mai legte der Angriff an einzelnen Stellen ein und brach sich dann über die ganze Front aus. Angegriffen wurden zwei Frontlinien immer von neuem in den Kampf, reichhaltig waren die Opfer, die das erbitterte Ringen die Russen kostete. Selbstverständlich brachte der gewaltige Menschenaufwand den Russen zu nicht vereinigte Vorteile; aber der große Durchbruch, der die Truppen der Winterkette aus Polen und Belgien treiben sollte, gelang nicht. Die deutsche und österreichisch-ungarische Front hielt den Angriffen stand. So war das Gesamtergebnis für die Russen ein Scheitern. Und selbst die geringfügigen Geländegewinne, die sie an wenigen Stellen errangen, waren mit einem Verlust an Mannschaften und Effekten erkauft, über dessen Höhe man in Petersburg in Entsetzen geriet.

Mannigfaltiges.

Das Nachtwandeln der Mondlichtigen. — Es gibt wohl keinen Menschen, der sich nicht erinnert, einmal geirrt zu haben, daß er über irgend etwas Eingekerkert oder Unangenehmes lausen oder weinen mußte. Wenn nun diese Vorstellung des Leidens oder Weinens sich verewlicht und in Handlungen übergeht, so hängt der Schlaftrunklich an, darüber zu lausen, zu weinen, zu eiden, zu schreien. Nach allem, was man liest, daß man irgendwann oder irgend eine Verabredung erfüllt. Mit der besten Vorstellung, daß

man geht, hat es in der Regel sein Verwenden. Es gibt aber Leute, bei denen sich auch diese Traumvorstellung in die entsprechende Handlung umsetzt, die also nicht nur träumen, daß sie gehen, sondern die wirklich schlafend ihr Bett verlassen und umhergehen. Der Breslauer Arzt Dr. Ebers beobachtete seinen elfjährigen Pflege Sohn, wie er im Schlafe laut sprach, zur Zeit des Vollmondes aufstand, umherging, Gegenstände anfaßte, absichtlich hingestellten Hindernissen auswich, das Fenster öffnete, hinauschaute, schließlich wieder ins Bett stieg und am anderen Morgen nicht die geringste Erinnerung an das Vorgefallene hatte.

Derartige Personen nennt man Nachtwandler, Schlafwandler oder Somnambulen. Der Volksmund hat für sie auch die Bezeichnung „Mondsüchtige“, um damit den Einfluß des Mondes auf ihren Zustand anzudeuten. Wie weit dies zutrifft, ist noch nicht erwiesen. Allerdings scheint es, daß grelles Mondlicht auf nervöse Schläfer einen Reiz ausübt, der Traumvorstellungen hervorruft und einen somnambulen Zustand begünstigt. Die staunenswerte Sicherheit, mit der die Nachtwandler oft recht schwierige Leistungen ausführen, erklärt Dr. J. Finkel aus ihrem außerordentlich feinen Muskelgefühl in diesem Zustand, das ihnen leicht die Erhaltung des körperlichen Gleichgewichtes und die Vermeidung von Hindernissen, die sich in den Weg stellen, gestattet. Dazu kommt der Umstand, daß die ganze Aufmerksamkeit sich ausschließlich der Ausführung selber zuwendet. Andere Vorstellungen, zum Beispiel die Furcht zu stürzen oder Bedenken gegen die Ausführung des Unternehmens, treten nie auf. Dadurch fällt der Hauptumstand weg, der einen Wachenden in ähnlicher Lage unsicher macht. Der Nachtwandler führt seine Handlungen aus wie ein ahnungsloses Kind. Über gefährliche Wege zu gehen, ist nicht schwierig, wenn man nicht weiß, daß sie gefährlich sind. Der Nachtwandler wird nun durch Ablenkungen nicht gestört, solange er nicht erwacht. Tritt Erwachen ein, dann kommt ihm auch die Erkenntnis der Gefahr, er erschrickt, verliert das Gleichgewicht, und oft ist ein Sturz in die Tiefe die Folge.

Nicht nur körperlich schwierige Leistungen vollbringen die Nachtwandler, sondern auch solche auf geistigem Gebiete. Dr. Finkel berichtet folgenden Fall. Ein Rechtsanwalt hatte in einer schwierigen Rechtsangelegenheit ein Gutachten abzugeben. Nachdem er einige Tage lang darüber nachgegrübelt hatte, bemerkte seine Frau, daß er sich eines Nachts vom Lager erhob und an seinem Schreibtisch längere Zeit schrieb. Dann ging er wieder zu Bett. Am anderen Morgen erzählte er seiner Frau, er habe nachts im Traume das Gutachten in einer äußerst klaren Weise erledigt; leider sei aber dessen Inhalt seinem Gedächtnis vollkommen verschwunden. Zu seinem größten Staunen fand er, von seiner Gattin zum Schreibtisch geführt, das Gutachten aufgeschrieben vor. Es erwies sich als durchaus sachgemäß und klar abgefaßt.

Im allgemeinen ist das Nachtwandeln als ein krankhaftes Träumen aufzufassen. Die davon befallenen Personen sind meist nervös belastet. Die Hauptmittel dagegen sind: Abends recht zeitig und wenig essen, die ganze Nacht hindurch in frischer, kühler Luft schlafen. Das Bett sei nicht zu dick und warm; Woll- und Steppdecken sind besser als Federbetten. [Dr. Th.]

Der Räuberjäger. — Zu Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde von Budapest aus Graf Gedeon Raday als Kommissar mit besonderer Vollmacht nach dem sogenannten Alföld, der von der Theiß durchschnittenen niederungarischen Tiefebene, geschickt, damit er dem Räuberunwesen dort ein Ende mache. 1869 trat Graf Gedeon Raday sein neues Amt an. Seine Ankunft erregte zuerst nur unbändige Heiterkeit. Was wollte der einzelne Mann, wenn er auch noch so stark und kühn war, mit seinen paar Panduren gegen die wohlbewaffneten, mit unglaublicher Dreistigkeit auftretenden Räuber!

Die ersten Wochen ließ Raday ohne besondere Laten vergehen. Er vermehrte nur seine Panduren, indem er neue dazu anwarb. Dabei besah er sich mit scharfen Augen jeden einzelnen, was er von ihm erwarten konnte. Endlich fand er einen Pandurenkommissar, der ihm tapfer und ehrlich genug erschien.

Eines Tages ließ Raday den Kommissar auf seine Kanzlei kommen und sagte: „Ich habe gehört, daß in dem Gehölz da drüben über der Theiß ein Gehölz ist, in dem sich Kovacs Feri aufhält. Geh hinüber und hol ihn mir!“ Der Pandurenkommissar mußte lachen. „Oh, ich ginge schon, gnädigster Herr,“ meinte er, „aber ich käme nicht lebendig zurück.“ „So nimm drei Panduren mit.“

Der Kommissar lachte wieder. „Die trauen sich nicht!“ „So?“ meinte Raday gemächlich. „Na, wenn ihr allesamt keinen Mut habt, so will ich als Bedeckung mitgehen.“ Der Kommissar sah Raday mit großen Augen an, sagte aber nichts weiter, sondern holte sofort seine Leute; wenige Minuten später war der Trupp unterwegs, setzte in einem Kahn über die Theiß und landete in dem Gehölz an. Kovacs Feri saß mit drei seiner Genossen gemütlich beim Weine. „Welcher von euch ist Kovacs Feri?“ fragte Raday kurz.

„Ich bin es, gnädigster Herr!“ meldete sich der Gewünschte äußerst höflich. Er hatte sich Raday schon in Szegedin angesehen und nahm ohne weiteres an, daß der mit ihm paktieren wolle. „Legt ihm Handschellen an!“ befahl Raday kurz dem Kommissar.

Der erbleichte und ließ die Ketten erschreckt zurück, denn drei Gewehrkläue hatten sich sofort auf sie gerichtet.

Raday zuckte verächtlich die Achseln, nahm die Ketten auf und trat rasch auf Kovacs Feri zu. Im nächsten Augenblick lag dieser von der schweren Faust des gänzlich unbewaffneten Panduren getroffen stöhnend am Boden. Mit einer zweiten Bewegung hatte Raday einem der Banditen das Gewehr entzogen und schmetterte es diesem auf den Schädel.

Dann wandte er sich um und fragte nur: „Na, habt ihr jetzt Mut?“

Das wirkte. In wenigen Augenblicken war die Bande überwältigt und gefesselt.

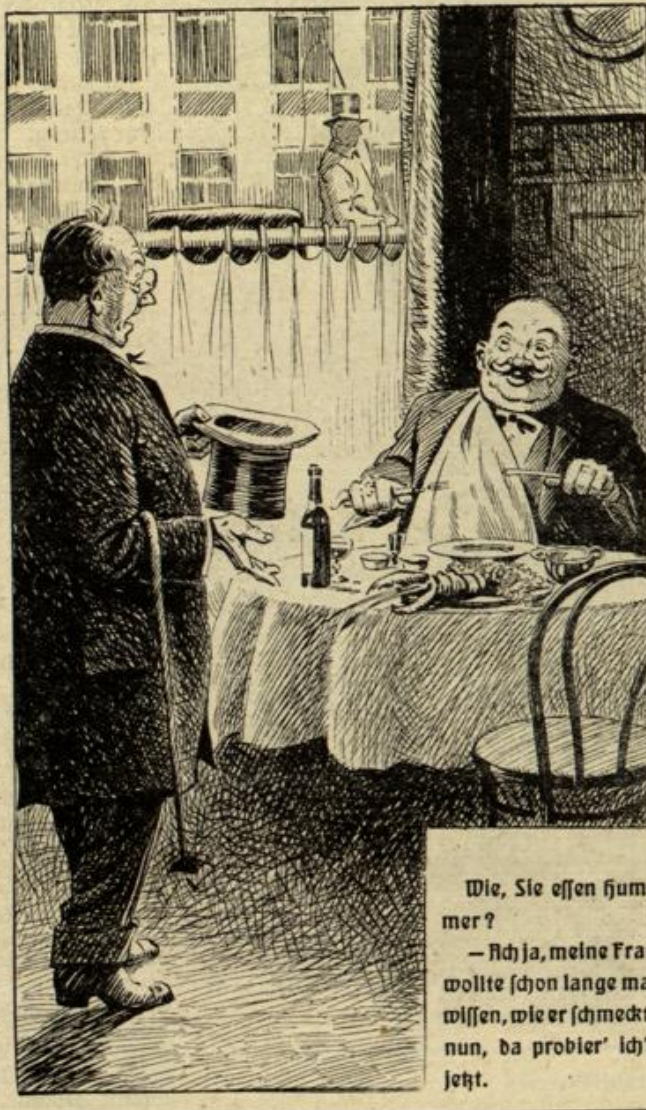
Die Szegediner aber machten nicht schlechte Augen, als der neue Kommissar mit dem gefürchteten Kovacs Feri und seinen drei Genossen im Kahn zurückkehrte.

Damit war Radays Autorität gesichert. Freilich auch der wütende Haß der Betroffenen, der sich aber bald in Furcht verwandelte, da man merkte, daß Raday selbst Furcht nicht kannte.

Dem Räuberunwesen wurde ein Ende mit Schrecken bereitet, und die Galgen der Stuhlgerichte bekamen reichlich zu tun. [D. Th. St.]

Wie ein Gehängter einen Lebenden erschlug, davon erzählen Hamburger Chronikenschreiber eine merkwürdige Geschichte. Im Winter des Jahres 1871 wurde zu Hamburg ein Dieb gehängt, der, als er vom Galgen genommen und der Anatomie überliefert wurde, ganz steif gefroren war. In der Anatomie nahm ihn der Stadtphysikus Doktor Schlegel in Empfang. Dieser nun mit dem Leichnam hantierte und ihn umwandte, schlug der so hart gefrorene Arm den Doktor so heftig an den Kopf, daß er zu Boden stürzte. Schlag und Schrecken hatten nach wenigen Stunden den Tod des glücklichen Arztes zur Folge. [D. St.]

Ein guter Kerl.



Wie, Sie essen hummer?

— Ach ja, meine Frau wollte schon lange mal wissen, wie er schmeckt; nun, da probier' ich's jetzt.

Silberrätsel. (Dreißig.)

Es fällt der Schnee. Wie wirst du schmählich heut
Zunichte, Junggefellenerlichkeit!
Voll Wehmut schau' ich in die eis'gen Floden,
Die dicht und dichter an die Scheiden wehn:
Wenn jetzt ein Köpfchen hier voll brauner Locken
Mit mir am Fenster saß' — es wär' doch schön!

Mein Ofen kalt — ach, keine liebe Hand
Nacht seine halberloschne Glut in Brand,
Die erste in den letzten zu bereiten —
Zur Liebe für uns zwei im Dämmerlicht.
Wir lauschten auf der Abendglocke Tönen,
Das Ganze sang' wohl leise mit hinein!

Auflösung folgt in Nr. 1, Jahrgang 1917.

Auflösungen von Nr. 51:

des Wechselrätsels: Tonne, Tenne, Tanne;
der zweifelsigen Charade: Weihnacht.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Karl Theodor Senger in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart